Siegfried Lamnek

Qualitative Sozialforschung

Band 2
Methoden und Techniken

3., korrigierte Auflage

Weinheim
1995

BELTZ
PsychologieVerlagsUnion

5. Inhaltsanalyse

Die Inhaltsanalyse setzt an einem geradezu trivial klingenden Sachverhalt an. „In dem, was Menschen sprechen und schreiben, drücken sich ihre Absichten, Einstellungen, Situationsdeutungen, ihr Wissen und ihre stillschweigenden Annahmen über die Umwelt aus. Diese Absichten, Einstellungen usw. sind dabei mitbestimmt durch das soziokulturelle System, dem die Sprecher und Schreiber angehören und spiegeln deshalb nicht nur Persönlichkeitsmerkmale der Autoren, sondern auch Merkmale der sie umgebenden Gesellschaft wider – institutionalisierte Werte, Normen, sozial vermittelte Situationsdefinitionen usw. Die Analyse von sprachlichem Material erlaubt aus diesem Grunde Rückschlüsse auf die betreffenden individuellen und gesellschaftlichen, nicht-sprachlichen Phänomene zu ziehen" (*Mayntz* et al. 1974, S.151). Um eben solche *Rückschlüsse von sprachlichem Material auf nichtsprachliche* Phänomene geht es bei der Inhaltsanalyse; das ist – grob skizziert – ihre Aufgabe.

Die Inhaltsanalyse ist dabei wie die anderen Methoden der Sozialforschung im Prinzip die Weiterentwicklung eines alltäglichen Vorgehens (vgl. *Friedrichs* 1973, S.314ff). Sie „knüpft an das vorwissenschaftliche und alltägliche Sprachverstehen an, das es den Menschen ermöglicht, nicht nur Bedeutungen zu verstehen, die mit Hilfe der Sprache bewußt kommuniziert werden sollen, sondern aus Gesprochenem und Geschriebenem auch Rückschlüsse der oben genannten Art zu ziehen. Der intuitive Vorgang des Sprachverstehens muß jedoch zum Zweck einer wissenschaftlichen Analyse explizit gemacht, systematisiert und objektiviert werden" (*Mayntz* et al. 1974, S.151).

Von daher kann man die Inhaltsanalyse als eine Methode begreifen, *„die sprachliche Eigenschaften eines Textes objektiv und systematisch identifiziert und beschreibt, um daraus Schlußfolgerungen auf nicht-sprachliche Eigenschaften von Personen und gesellschaftlichen Aggregaten zu ziehen"* (*Mayntz* et al. 1974, S.151; Hervorhebung durch S.L.).

„Im allgemeinen wird ... in Textbüchern zur Inhaltsanalyse (Content Analysis) das Programm und die Praxis der Zeitungsforschung zu Beginn dieses Jahrhunderts als der Ausgangspunkt systematischer – und das heißt für Adepten der Content Analysis: quantitativ verfahrender – Inhaltsanalysen angenommen. 1910 gab Max *Weber* auf dem Ersten Deutschen Soziologentag die Empfehlung, den Inhalt von Zeitungen mit 'Schere und Kompaß' zu durchforsten, um quantitativ faßbare Veränderungen der publizierten Inhalte im geschichtlichen Ablauf ermitteln zu können. In Amerika wurden solche programmatischen Sätze praktisch eingelöst. Basis quantifizierender Untersuchungen von Zeitungsmaterial waren die sogenannten ‚column inches', die Zentimeter oder Quadratzentimeter des Umbruchs, die von bestimmten Themen des redaktionellen Angebots eingenommen wurden" (*Ritsert* 1975, S.15).

Die „Inhaltsanalyse verschränkt sich ... mit anderen Forschungstechniken, geht in sie ein; am sinnfälligsten wohl bei der Auswertung offener Fragen im Interview" (*Ritsert* 1975, S.16). Dabei geht es unmittelbar darum, sprachliche Phänomene zu identifizieren, d.h. die je individuellen – nach Satzbau, Vokabular, Ausführlichkeit usw. ganz unterschiedlichen – Antworten entsprechend der ihnen zugrunde liegenden grundsätzlichen Sinnstrukturen zu klassifizieren.

„Die Grenzen (der Inhaltsanalyse; S.L.) zur Beobachtung sind fließend, wenn es sich um Filme oder Fotos handelt, da auch die Beobachtung sich eines inhaltsanalytischen Kategorienschemas bedient, um gefilmte Verhaltensabläufe zu analysieren. Die Ähnlichkeit beider Methoden zeigt sich ferner in den gleichartigen methodologischen Problemen der Beobachtungseinheit und der Indikatorenwahl oder in methodischen Problemen wie dem der Stichprobe. Da die Logik der Kategorienbildung zentral für die Inhaltsanalyse ist, treten Mini-Inhaltsanalysen auch innerhalb anderer Methoden der Sozialforschung auf, z.B. bei der Codierung offener Fragen, der Protokolle von Gruppendiskussionen oder von Beobachtungen" (*Friedrichs* 1973, S.317).

Bei all diesen zur Inhaltsanalyse hinführenden und sie charakterisierenden Überlegungen, die aus Lehrbüchern stammen, ist klar geworden, daß hier das quantitative Verständnis von Inhaltsanalyse zugrundegelegt ist: Es geht – bei allen sonst möglichen Differenzierungen – um die *„Klassifikation* von *symbolischem Material* durch *wissenschaftlich geschulte Beobachtung*, die, auf explizite *Zuordnungs-* und *Verfahrensregeln* gestützt, *beurteilen* sollen, welche *Teile* des Textmaterials unter die *Kategorien* des Untersuchungsschemas fallen" (*Ritsert* 1975, S.17), wie es der Kritiker der quantitativen Inhaltsanalyse formuliert hat.

Im quantitativen Paradigma dient die Inhaltsanalyse also der Erhebung von Daten. Die Auswertung, also der Versuch der Falsifikation einer Hypothese, bleibt statistischen Verfahren vorbehalten.

Dies ist bei der qualitativen Form der Inhaltsanalyse, die sich am interpretativen Paradigma orientiert, anders:

Wollte man sich am Verlauf eines konkreten qualitativen Forschungsvorhabens orientieren, so muß nach der Festlegung des Untersuchungsdesigns und der Erhebung des Materials die Auswertung desselben folgen. Genau diese letzte Position nimmt die Inhaltsanalyse bei qualitativem Vorgehen ein. *Die Inhaltsanalyse dient im qualitativen Paradigma der Auswertung bereits erhobenen Materials*, und das heißt, sie dient der *Interpretation symbolisch-kommunikativ vermittelter Interaktion in einem wissenschaftlichen Diskurs*.

5.1. Allgemeines zur Inhaltsanalyse

Trotz dieses grundlegenden unterschiedlichen Stellenwerts der Inhaltsanalyse im Forschungsprozeß der beiden Paradigmen, gib es dennoch eine Reihe gemeinsamer Definitionselemente. Gemeinsam ist beiden Positionen sicher, daß der Forscher,

der sich mit einem soziologisch relevanten Sachverhalt befaßt, sich nicht mit der bloßen Aufzeichnung sinnloser Gebärden und materieller Gegebenheiten begnügen darf, er muß vielmehr auch wissen, welche Bedeutung diese für die jeweils betroffenen Menschen haben. Wie gelangt man aber zu dieser Bedeutung? Wie ist der mit bestimmten Verhaltensweisen verbundene Sinn zu verstehen? Wie ist also alltägliches und letztlich wissenschaftliches Verstehen möglich?

Symbolisch verschlüsselte Sinngehalte artikulieren sich im menschlichen Verhalten; sie müssen – per definitionem – für andere Menschen verständlich sein. Um aber von dem Anderen verstanden werden zu können, müssen Sinngehalte sich im Rahmen einer *sozialen Beziehung* aktualisieren, in die der Verstehende einbezogen ist. Denn, wo kein Kontakt zu einem Verstehenden hergestellt wird, kann sich kein Verstehen vollziehen. Das gilt auch für das wissenschaftliche Verstehen von Sinngehalten: es vollzieht sich ebenfalls im Rahmen einer sozialen Beziehung, oder – genauer gesagt – einer *Kommunikationsbeziehung*, in der ein Kommunikationspartner, der Forscher, eine für ihn verstehbare Mitteilung aufzunehmen versucht. Der ungestörte Empfang einer derartigen Mitteilung – also das Verstehen – ist nur möglich, wenn der betreffende Kommunikationsteilnehmer (der Forscher) die verbale und/oder nichtverbale Symbolsprache beherrscht, in der die Botschaft verschlüsselt ist. Es ist aber prinzipiell unerheblich, ob der zu verstehende Sinngehalt direkt – durch unmittelbaren sozialen Kontakt – oder indirekt – auf dem Wege über schriftliche Aussagen, historische Zeugnisse etc. – zugänglich gemacht wird.

Daraus ergibt sich, daß das forschende Subjekt gezwungen ist, sich in den Kommunikationszusammenhang des zu erforschenden Objekts hineinzuversetzen, wenn es dessen Sinngehalte als solche überhaupt erkennen und adäquat erfassen will. An die Stelle der qualitativen Distanz zwischen erkennendem Subjekt und Erkenntnisobjekt, die für die naturwissenschaftliche Wahrnehmung konstitutiv ist, tritt im Bereich der Sozialwissenschaften die gemeinsame Kommunikationsbeziehung zwischen Subjekt und Objekt.

Mit anderen Worten: die Realität, mit der es empirische Sozialforschung zu tun hat, ist stets *kommunikative Realität*; die Erfassung der in dieser Realität vorfindbaren *Kommunikationsinhalte* ist folglich unabdingbarer Bestandteil des soziologischen Forschungsaktes. Insofern könnte man sagen, daß *jede* soziologische Forschung notwendigerweise immer Inhaltsanalyse ist. Aber die konventionelle Bedeutung des Terminus Inhaltsanalyse ist enger, wie wir später noch sehen werden. Zunächst soll es aber darum gehen, Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen alltäglichem und wissenschaftlichem Sinnverstehen herauszuarbeiten.

5.1.1. Formen alltagsweltlicher Inhaltsanalyse

Auch der Alltagsmensch verwendet täglich in irgendeiner alltagsweltlichen Form inhaltsanalytische Techniken. Dabei wird schriftliches, visuelles und auch akustisches Material ausgewertet.

Man erhält Briefe von Bekannten und Verwandten und versucht deren ‚Botschaft' zu entschlüsseln, um zu erfahren, was der Absender mitteilen will. Dabei

stützt man sich zum einen auf den expliziten Wortlaut des Briefes und versucht, dessen Bedeutung zu verstehen. Außerdem liest man zwischen den Zeilen und versucht, einen Tenor, eine Intention des Briefes festzustellen. Letzteres soll dem Leser über den expliziten Gehalt hinausgehende Informationen über die Gefühlslage des Absenders, über den Entstehungszusammenhang des Schreibens und über den vom Absender intendierten, aber nicht explizierten Zweck des Briefes liefern (also evtl. vorhandene verdeckte Strategien identifizieren). Der Empfänger oder Leser eines Briefes deutet und interpretiert das Schreiben, um auf den Inhalt des Textes oder auf emotionale Befindlichkeiten und kognitive Strukturen des Absenders zu schließen.

Fast täglich schaut man fern und sieht dabei auch Spielfilme. Als Betrachter solcher Sendungen macht man sich dabei über deren Botschaft Gedanken. Bei Spielfilmen, insbesondere bei Western, ist das oft recht leicht. Als Zuschauer geht man dabei zweigleisig vor: zum einen vergewissert man sich der Geschichte, der Story, die der Film erzählen will, zum anderen sucht man nach einer allgemeineren, moralischen Botschaft, gleichsam nach der ‚Moral von der Geschichte'. Man identifiziert sehr schnell die ‚Guten' und die ‚Bösen' anhand ihrer Handlungen und Äußerungen. Sobald man als Betrachter ein wenig in die vom Film erzählte Geschichte eingeführt wurde, kann man selbst ein Ende des Films konstruieren, das dem tatsächlichen Schluß oft sehr nahe kommt. Viele Spielfilme verwenden dabei Präsentationsformen, wie sie auch in der Alltagserzählung vorhanden sind: Einführung in eine indexikalische Situation (Raum, Zeit, Personen), Beschreibung eines Handlungsvollzuges, der in eine irgendwie interessante Pointe mündet, und schließlich eine Art Resümee, eine abschließende Bewertung einzelner Aspekte der Handlung.

Kriminalfilme scheinen geradezu so angelegt zu sein, daß der Zuschauer die Handlung inhaltsanalytisch nachvollziehen soll. Dabei versuchen die Regisseure, die Betrachter systematisch in die Irre zu leiten, sie also zu falschen Interpretationen zu führen. Durch das für den Zuschauer dann unerwartete tatsächliche Ende des Films soll eine überraschende Pointe erzeugt werden, die den Unterhaltungswert des Films erhöht.

Für politische Magazine gilt meist, daß der Zuschauer, wenn er ein neues, ihm unbekanntes Magazin sieht, einen erheblichen Teil der Zeit damit zubringt, herauszufinden, welche politische Couleur das Magazin vertritt. Dabei stützt er sich auf die verwendete Begrifflichkeit des Moderators, auf die behandelten Themen und auf Wertungen, die vom Moderator oder dem Produzenten eines Beitrages bezüglich der Themen und Inhalte implizit oder explizit vorgenommen werden. Der Betrachter geht inhaltsanalytisch vor, um herauszufinden, welche Bedeutungen er den manifesten Kommunikationsinhalten der Sendung beimessen soll (sind die Aussagen stark politisch eingefärbt, oder werden alle Positionen und Meinungen zu dem angesprochenen Thema relativ neutral nebeneinander gestellt?).

Die geschilderten Alltagssituationen, in denen inhaltsanalytisch vorgegangen wird, können mit folgender Skizze charakterisiert werden:

- Bei der alltagsweltlichen Inhaltsanalyse handelt es sich um eine Technik, bei der von Kommunikationsinhalten in einer bestimmten Situation auf die *Bedeutung der Kommunikationsinhalte geschlossen werden soll.*
- *Inhaltsanalytische, interpretative Verfahren setzt auch der Alltagsmensch ein,* um Briefe, Filme oder Zeitungsartikel zu verstehen und zu deuten.
- Das interpretative Vorgehen soll dem Leser, Betrachter oder Hörer *Hintergrundinformationen* eröffnen.
- Dieses Vorgehen kann vom Produzenten des zu interpretierenden Materials gedanklich vorweggenommen sein (z.B. bei der Verwendung von Anspielungen als versteckter Botschaft).

5.1.2. Wissenschaftliche Inhaltsanalyse

In der Sozialforschung wird die Inhaltsanalyse seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts verwendet. Eine der ersten großen inhaltsanalytischen Studien wurde von amerikanischen Sozialwissenschaftlern zur Wirksamkeit politischer Propaganda durchgeführt (*Lasswell* 1927). Seit dieser Zeit sind eine Reihe von inhaltsanalytischen Techniken erarbeitet worden, die die Inhaltsanalyse je unterschiedlich definieren.

Ziel der Inhaltsanalyse ist – darin besteht Übereinstimmung – die Analyse von Material, das auf irgendeine Weise menschliches Verhalten oder soziales Handeln repräsentiert. Die wissenschaftliche Inhaltsanalyse befaßt sich vor allem mit der Analyse von schriftlichen Kommunikationsinhalten, also Texten. Aber auch Videofilme und akustisches Material (z.B. Liedertexte) können ausgewertet werden. *In den meisten Fällen stellt das Material für eine Inhaltsanalyse eine Form fixierter und reproduzierbarer Kommunikation* dar, deren Inhalte vom Wissenschaftler erfaßt werden können. Aber es werden auch andere Repräsentationsformen menschlichen Verhaltens oder sozialen Handelns analysiert: Akten, historische Dokumente oder Bilder, auch Gestik, Mimik und Motorik als Inhalte von Filmen.

Während über diese potentiellen Gegenstände der Inhaltsanalyse relativ leicht bei allen Sozialforschern unterschiedlichster Provenienz Übereinstimmung erzielt werden kann, sind drei Fragen dagegen nicht für alle inhaltsanalytischen Techniken verschiedener methodologischer oder soziologisch-theoretischer Ausrichtung gleichermaßen zu beantworten: (a) unter welchem Gesichtspunkt das Material untersucht werden, (b) in welche Richtung man von den gefundenen Kommunikationsinhalten aus schließen und (c) welches der Gegenstand, das Material der Analyse sein soll.

(a) Schon bei der Beschreibung der alltagsweltlichen inhaltsanalytischen Vorgehensweisen wurde darauf hingewiesen, daß die Analyse sowohl auf die expliziten, konkreten Kommunikationsinhalte (dies entspricht etwa dem Nachvollzug

der Story eines Films), als auch auf die impliziten, bewußten oder unbewußten Kommunikationsinhalte gerichtet sein kann (dies entspricht etwa der Suche nach der Moral von der Geschichte).

J. *Ritsert* als Kritiker des quantitativen Paradigmas definiert Inhaltsanalyse als „ein Untersuchungsinstrument zur Analyse des ‚gesellschaftlichen', letztlich des ‚ideologischen Gehalts' von Texten" (*Ritsert* 1975, S.9). In dieser Definition wird die Analyse dominant auf latente Kommunikationsinhalte festgelegt, während in der schon klassischen Definition von B. *Berelson*, einem Verfechter der quantitativen Form der Inhaltsanalyse, die Analyse auf die manifesten Kommunikationsinhalte beschränkt wird. „Inhaltsanalyse ist eine Forschungstechnik für die objektive, systematische und quantitative Beschreibung des manifesten Inhalts von Kommunikation" (*Berelson* 1952, S.18, deutsch zitiert nach *Mayring* 1988, S.9).

Zwischen diesen beiden Extremen (latente versus manifeste Kommunikationsinhalte) gibt es in der empirischen Wirklichkeit der realisierten Studien eine ganze Reihe von Modifikationen und unterschiedlichen Gegenstandsdefinitionen: So kann untersucht werden, welche latenten Kommunikationsinhalte vom Kommunikator implizit mitgedacht werden oder welche latenten Kommunikationsinhalte vom Kommunikator, z.B. auf Grund familienspezifischer Fehlsozialisationen (objektive Hermeneutik nach *Oevermann* et al. 1979), nicht kognitiv präsent sind, aber dennoch als objektive, weil sozial relevante, Kommunikationsinhalte angesehen werden müssen. Weitere Abwandlungen der Extremtypen sind beliebig ergänzbar.

(b) Nicht für alle inhaltsanalytischen Verfahren gleichermaßen zu beantworten, ist auch die zweite Frage: Inhaltsanalysen werten zwar menschliches Verhalten oder soziales Handeln repräsentierendes Material aus, unklar ist aber, zu welchem Zweck, mit welcher Zielrichtung dies geschehen soll. Inhaltsanalytische Techniken können einerseits eingesetzt werden, um von den (latenten oder manifesten) Kommunikationsinhalten auf emotionale oder kognitive Befindlichkeiten oder auf Deutungsmuster des Kommunikators zu schließen. Ganz allgemein wird also bei diesen Techniken auf die emotionale oder kognitive Zuständlichkeit, auf Verhaltensweisen oder Handlungen geschlossen. Andererseits können inhaltsanalytische Techniken auch eingesetzt werden, um von den Kommunikationsinhalten auf die Wirkung dieser Inhalte bei einem Rezipienten zu schließen. Die Untersuchung der Wirkung von Kommunikationsinhalten tritt in der empirischen Sozialforschung hinter die Untersuchung von kognitiven oder unbewußten Befindlichkeiten und Deutungsmustern zurück, soweit es sich um Inhaltsanalyse handelt.

(c) Wissenschaftliche Inhaltsanalyse kann sich – jedenfalls in der quantitativen Position – von der alltäglichen Form auch anderweitig unterscheiden: Menschliches Handeln kann vom Forscher wie vom Alltagsmenschen *in actu* erfaßt werden, z.B. durch Beobachtung, durch Teilnahme am Interaktionsprozeß, durch unmittelbare Benutzung kultureller Produkte usw. Menschliches Handeln kann aber auch in *sprachliche Aussagen gerinnen*, die in der Form von Ton,

Schrift oder Bild *dauerhaft reproduzierbar* bleiben. Solche Aussagen erlauben *indirekte* Rückschlüsse auf die sozio- und psychokulturelle Realität, deren Produkt diese Aussagen sind und in der sie wirken. Und genau dies ist das Material der Inhaltsanalyse, womit sie sich von den Alltagsformen des Verstehens unterscheidet, weil erst *nach der konkreten Handlungssituation*, wenn diese in irgendeiner Weise festgehalten wurde, die *Analyse und Interpretation einsetzt*. Hierin sind sich quantitative und qualitative Inhaltsanalyse einig.

Differenzen gibt es jedoch bezüglich des Materials in einem anderen Punkt: Man kann unterscheiden zwischen Aussagen, die zum Zwecke der Analyse produziert werden, z.B. durch Interview, durch psychoanalytisches Gespräch, durch Intelligenztest usw. Dieses Material nennt *Atteslander* (1975, S.72) „systematische Dokumente" und unterscheidet davon nicht zum Zwecke der Analyse hervorgebrachte Aussagen, die dokumentarisch festgehalten wurden, die sog. „akzidentalen Dokumente" (*Atteslander* 1975, S.65). Bei diesen akzidentalen Dokumenten handelt es sich um nahezu die Gesamtheit aller empirisch vorfindbaren Aussagen. Und genau diese können zum Gegenstand von *Inhaltsanalyse im engeren Sinne* werden.

Hier nun unterscheiden sich qualitative und quantitative Inhaltsanalyse: Während man sich im quantitativen Paradigma auf die gerade geschilderte Position versteift, um die *Nonreaktivität* der Inhaltsanalyse als positives Element der Nichtbeeinflussung durch den fehlenden Kontakt zwischen Forscher und Forschungssubjekt und der unabhängig von einer wissenschaftlichen Auswertung produzierten Dokumente zu nutzen, *werden die Dokumente in der qualitativen Position auch erst zum Zwecke der wissenschaftlichen Analyse erstellt*, z.B. durch narrative Interviews.

In einer ersten Übersicht läßt sich die wissenschaftliche Inhaltsanalyse so skizzieren:

- *Inhaltsanalytisches Vorgehen wertet Material, das emotionale und kognitive Befindlichkeiten, Verhaltensweisen oder Handlungen repräsentiert, interpretierend aus.*
- *Gegenstand wissenschaftlicher Inhaltsanalyse sind nicht Handlungen in actu*, sondern solche, die in *reproduzierbarer Form* vorliegen.
- Die Repräsentation geschieht meist in Form von aufgezeichneter Kommunikation (Tonband, Video, Text).
- Nicht für alle inhaltsanalytischen Techniken gleichermaßen zu beantworten ist, ob nur die *manifesten* oder zusätzlich die *latenten Kommunikationsinhalte* ausgewertet werden sollen.
- Außerdem ist nicht eindeutig festgelegt, ob von den Äußerungen auf den Kommunikator oder auf einen (fiktiven) Rezipienten geschlossen werden soll.
- Während die Inhaltsanalyse im quantitativen Paradigma sich auf ausschließlich *akzidentale Dokumente* stützt, werden auch *zum Zwecke der wissenschaftlichen Analyse produzierte Dokumente (als systematische) in der qualitativen Sozialforschung zum Gegenstand gemacht.*

5.1.3. Inhaltsanalyse in den Disziplinen

Es gibt nun eine Mehrzahl von geistes- oder sozialwissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit akzidentalen Dokumenten befassen, jedoch unterwerfen sie sich nicht alle den strengen methodologischen Spielregeln, die die empirische Sozialforschung an die Inhaltsanalyse stellt. Darüber hinaus handelt es sich um verschiedene Typen von akzidentalen Dokumenten: die Geschichtswissenschaften analysieren überlieferte Dokumente, die Philologie untersucht literarische Dokumente usw. Für die Soziologie hingegen können prinzipiell *alle* diese Aussagentypen relevant werden. Die Beschränkung des Terminus „Inhaltsanalyse" lediglich auf „öffentliche oder öffentlich bedingte Aussagen", wie sie einige Autoren vorschlagen (vgl. *Wersig* 1968, S.16), ist deshalb für die Soziologie nicht akzeptabel.

Wenn wir also feststellen, daß sich der Soziologe, der sich der Technik der Inhaltsanalyse bedient, grundsätzlich mit jeder Art von akzidentalen Dokumenten befassen kann, so ist damit nicht gesagt, daß auch solche hermeneutischen Verfahrensweisen, wie sie etwa in den Literaturwissenschaften oder bei Historikern Anwendung finden, auch für den Soziologen als wissenschaftliche Inhaltsanalysen akzeptabel sind. Hierzu später mehr.

Die Inhaltsanalyse wird in fast allen empirischen, sozialwissenschaftlichen Disziplinen angewandt: in der Publizistik, in der Pädagogik, in der Psychologie, in der Politologie, in den Geschichtswissenschaften und nicht zuletzt in der Soziologie.

„Innerhalb der *Publizistik* dürfte wohl das häufigste Anwendungsfeld der Inhaltsanalyse die Untersuchung von Massenmedien sein" (*Mayring* 1983, S.56). Dabei werden sowohl die Print-Medien als auch Funk und Fernsehen analysiert.

Beispiel:
Mitte der sechziger Jahre wurde eine Untersuchung von drei großen deutschen Illustrierten (Stern, Quick und Revue) durchgeführt (*Holzer* 1967). Jeweils alle Hefte eines Jahrgangs wurden mit einem Kategorienschema auf ihre inhaltlichen Elemente und Strukturen hin untersucht. Im Vordergrund stand dabei die Frage, „welche Vorstellungen die drei Illustrierten von ihrer gesellschaftlichen Position und Funktion haben, wie sie sich in der bundesrepublikanischen Gesellschaft einordnen, welche Aufgaben sie zu erfüllen beanspruchen – kurz gesagt, welche Folgerungen sie aus dem selbstgegebenen Titel ‚aktuelle Illustrierte' für sich und ihre journalistische Arbeit ziehen" (*Holzer* 1967, S.12). In einem ersten Schritt wurden zunächst mit einem inhaltsanalytischen Verfahren die redaktionellen Ansprüche der Illustrierten aus den veröffentlichten Briefen des Herausgebers und aus Essays herausgearbeitet. In einem zweiten Schritt wurde dann das ganze redaktionelle Angebot der Illustrierten erhoben und mit einem Kategorienschema entlang verschiedener Dimensionen klassifiziert. Das verwendete Kategorienschema hatte sechs Dimensionen: 1.) Dimension Beitragsform, 2.) Dimension Themenbereich, 3.) Motiv-Dimension, 4.) soziale Dimension, 5.) Bedeutungsdimension und 6.) Funktionsdimension. Jede dieser Dimensionen wies eine Fülle von Kategorien auf. Als Ergebnis dieser Inhaltsanalyse wurden Häufigkeitsauszählungen über die Kategorien geliefert. Die Befunde wurden „anhand prägnanter Zitate aus den Zeitschriften illustriert" (*Holzer* 1967, S.93).

Inhaltsanalysen von akustischem Material sind selten; zwar wurden auch Radiosendungen untersucht, aber nur bis zum Aufkommen des Fernsehens. „Das Interesse

hat sich jedoch dann fast vollkommen dem Fernsehen zugewandt" (*Merten* 1983, S.152). *Magnus* (1966) zählt z. B. die Häufigkeit aus, mit der bestimmte Themenbereiche im Ersten Deutschen Fernsehen behandelt werden. Ebenfalls das Fernsehen wird in einer weiteren Studie analysiert: *Schatz* (1981) versucht das implizit in Nachrichtensendungen des Ersten Deutschen Fernsehens vertretene Demokratieverständnis herauszuarbeiten. Eine neuere inhaltsanalytische Studie (*Wodak* 1988) untersucht den öffentlichen Diskurs, soweit er im Fernsehen repräsentiert ist.

Beispiel:
Eine textlinguistische Analyse des öffentlichen Sprachgebrauchs in den österreichischen Medien (*Wodak* 1988) befaßt sich mit der kommunikativen Latenz antisemitischer Vorurteile. Es werden Wortbeiträge aus einer CLUB-2-Sendung des österreichischen Fernsehens daraufhin untersucht, welche Präsentations- und Argumentationsstrategien und welche stilistischen, rhetorischen und semantischen Elemente verwendet werden, wenn über Juden gesprochen wird. Die Forschungsfrage lautet: „Wie ist ... der öffentliche Sprachgebrauch über ‚Juden', wie wird darüber von drei sehr verschiedenen Exponenten gesprochen?" (*Wodak* 1988, S.124). Als Ergebnis werden drei Makrostrukturen des Diskurses über Antisemitismus herausgearbeitet: (1) Verleugnung des Problems durch Umbenennung, (2) flexibler Sprachgebrauch je nach Gesprächspartner und (3) sachlicher Diskurs, ohne ideologische Konnotationen zu explizieren.

Die *Psychologie* setzt die Inhaltsanalyse seit der sog. kognitiven Wende zur Erfassung bzw. Messung psychischer Befindlichkeiten ein.

Beispiel:
Gottschalk und *Gleser* (1969) haben ein inhaltsanalytisches Verfahren zur Analyse von Affekten und Motiven und zur Messung von Angst und Furcht entwickelt. Sie rekurrieren ausschließlich auf die manifeste Aussage des Kommunikators. Diese „bedarf nicht der Ergänzung durch paralinguistische Aussagen (Sprechgeschwindigkeit, Stimmhöhe, Intonation etc.)" (*Merten* 1983, S.209) oder gar der Deutung von latenten Kommunikationsinhalten. In den von Probanden erhobenen Sprechproben wird die Anzahl der Wörter, die als affektanzeigende Items gelten können, gezählt. Diese Zahl wird durch die Sprechgeschwindigkeit, also die Anzahl aller in der Sprechprobe verwendeten Wörter, relativiert. Das numerische Ergebnis steht als ordinaler Indikator für die Stärke eines Affekts. Für folgende Affekte haben die Autoren eine Itemliste – also diejenigen Wörter, die als affektanzeigende Items verwendet werden – aufgestellt: Todesangst, Kastrationsangst, Trennungsangst, Angst vor Schuld, Angst vor Scham und Schande und schließlich die diffuse Angst vor etwas Unspezifischem.

Die *Politologie* verwendet die Inhaltsanalyse zur Untersuchung politischer Propaganda in den Massenmedien, etwa durch *Lasswell* (*Lasswell* et al. 1949) in Presse und Funk. Dieses Forschungsinteresse deckt sich teilweise mit dem der Kommunikationswissenschaft und der Publizistik. Hier wird aber ein spezifisch politologischer Blickwinkel eingenommen. Während die Kommunikationswissenschaft sich nicht so sehr für den materialen Inhalt der untersuchten Anzeigen, Spots oder Filme interessiert, sondern mehr für die Formen der Vermittlung der substantiellen Gehalte, richtet sich die politologisch motivierte Inhaltsanalyse auf die spezifischen materialen Inhalte.

Auch die *Pädagogik* bedient sich der Inhaltsanalyse. Dabei wird diese Technik zum Beispiel zur Analyse schulischer und vorschulischer Unterrichtsmaterialien verwendet.

Beispiel:
In einer wissenschaftlichen Begleituntersuchung zur Vorschulserie „Sesamstraße" (*Berghaus* et al. 1978) wird untersucht, „im Zusammenhang welcher vorschulpädagogischer Zielsetzungen und unter welchen Bedingungen auf Seiten der sozialen Umwelt der Kinder Chancen bestehen, mit der Hilfe des Fernsehens Erziehungserfolge bei Kindern im Alter von drei bis sechs Jahren zu erzielen" (*Berghaus* et al. 1978, S.8). In diesem Projekt wird neben einer Elternbefragung, einer Kinderbeobachtung, einer Erzieherbefragung und einer Repräsentativbefragung bundesdeutscher Haushalte eine Inhaltsanalyse von Sendungen der Serie „Sesamstraße" durchgeführt. Ziel dieses Teilprojekts war die Analyse der Sendungen nach „Form (optischen und akustischen Gestaltungskriterien, Szenenlänge, Wiederholungen usw.) und Inhalt (‚Lernziel' der Arbeitsgruppe Sesamstraße des NDR, weitere pädagogische Inhalte, Akteure und ihre sozialen Handlungsweisen usw.)" (*Berghaus* et al. 1978, S.18). Ausgewertet wird das Material mit einem festgelegten Kategorienschema mit dem Ziel einer quantifizierenden Darstellung der Befunde.

Den pädagogisch orientierten Forscher interessieren verschiedene Gesichtspunkte dieser Materialien: die Verwendbarkeit der Unterrichtsmaterialien für eine bestimmte Zielgruppe (siehe obiges Beispiel) oder die ideologischen Positionen, die in den Materialien vertreten werden.

Eine interessante Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden der Inhaltsanalyse, die auch als interdisziplinär zu bezeichnen ist, weil sie kommunikationstheoretisch, pädagogisch und soziologisch-ideologiekritisch vorgeht, ist die filmische Inhaltsanalyse wie sie *Wember* (1972 und 1976) praktiziert hat:

Beispiel:
Wember stellt sich die Frage „Wie informiert das Fernsehen" und prüft sie empirisch an den Sendungen des Fernsehens über den Nordirlandkonflikt. Durch quantitativ-statistische Analysen von Bild und Text (gerade auch im Vergleich zueinander) kann er Widersprüchlichkeiten nachweisen, die – beabsichtigt oder nicht intendiert, was offen bleibt – Tatsachen verschleiern und dadurch Fehlinformationen liefern.

In der *Geschichtswissenschaft* ist die Inhaltsanalyse oft die einzig anwendbare empirische Technik. Sowohl in der eher als klassisch zu bezeichnenden historischen Forschung, die sich, neben anderen historischer Hilfswissenschaften, auch der Diplomatik bedient und sich auf historische Dokumente (Akten, standesamtliche Unterlagen, Aufzeichnungen von historischen Persönlichkeiten, Geheimdossiers usw.) stützen muß, als auch die eher als modern zu bezeichnende Variante der historischen Forschung, die ‚Oral History' (vgl. etwa *Niethammer* 1988), die vor allem transkribierte Interviews nutzt, muß sich der Inhaltsanalyse bedienen.

Weil die Geschichts- und Literaturwissenschaft mit den hermeneutischen Methoden der Inhaltsanalyse dem heutigen methodischen Standard in der Soziologie – auch qualitativer Inhaltsanalyse – nicht ganz gerecht werden kann, sei doch erwähnt, daß es durchaus Möglichkeiten wissenschaftlich abgesicherten Vorgehens in diesen Disziplinen gibt. So hat z. B. *Schönert* (1981) Die „Darstellungen von

Kriminalität und Strafrechtspflege in der Erzählprosa 1848-1880" unter sozialgeschichtlichem Blickwinkel untersucht und interessante Beziehungsverhältnisse zwischen sozialer Struktur und Inhalten in den Kriminalromanen gefunden (z.B. Deliktstruktur).

Ziel der *Soziologie* ist die Herausarbeitung von Regelmäßigkeiten des sozialen Lebens, der Entstehung von Regeln (Macht, Herrschaft) sowie ihre Vermittlung (Sozialisation). In der empirischen Soziologie sind auch bezüglich der Inhaltsanalyse derzeit zwei grundlegende Methodologien vertreten: das quantitative Paradigma und die qualitative Sozialforschung. In beiden Forschungsansätzen nimmt die Inhaltsanalyse eine je unterschiedliche Position ein: In der quantitativen Sozialforschung dient sie als Technik, um Daten, an denen Hypothesen getestet werden können, zu erlangen. In der qualitativen Sozialforschung dient die Inhaltsanalyse der Auswertung bereits erhobenen Materials, um dadurch theoretische Aussagen über die Regelmäßigkeiten des sozialen Lebens, sowie die Entstehung und Vermittlung der Regeln machen zu können.

Beispiel:
Ein Forscher möchte Aussagen über die Regelmäßigkeiten krimineller Karrieren machen und wertet zu diesem Zweck die Insassenakten eines Gefängnisses aus. Er sammelt Daten über die soziale Herkunft der Inhaftierten, über die Art des begangenen Delikts, die Anzahl der bisher aktenkundig gewordenen Straftaten und die Anzahl der bisherigen Aufenthalte in einem Gefängnis. An einem auf diesen Informationen bestehenden Datensatz von 2000 Straftätern testet der Forscher nun die Hypothese, daß die Schwere der begangenen Delikte bei Wiederholungstätern in der Regel zunimmt.

Soweit ein vereinfachter inhaltsanalytischer Anwendungsfall im quantitativen Paradigma. Im nächsten Beispiel wendet ein qualitativ orientierter Forscher die Inhaltsanalyse auf andere Weise an.

Beispiel:
Der Soziologe führt offene, qualitative Interviews mit einigen, als in ihrer bisherigen kriminellen Karriere typisch anzusehenden, Insassen eines Gefängnisses durch. Die transkribierten Interviewprotokolle wertet der Forscher mit der Technik der strukturellen Beschreibung aus, um festzustellen, ob es typische Entwicklungspfade einer kriminellen Karriere gibt.

Die Einsatzgebiete der Inhaltsanalyse in den verschiedenen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen können inhaltlich verkürzt und ohne Anspruch auf Vollständigkeit wie folgt umschrieben werden:

- In der *Publizistik* werden inhaltsanalytische Techniken zur Untersuchung der *Gestaltung und Wirkung der Massenmedien* eingesetzt.
- In der *Psychologie* werden *emotionale oder kognitive Zuständlichkeiten* inhaltsanalytisch gemessen.
- Die *Politikwissenschaft* untersucht Materialien aus dem politischen Diskurs auf *propagandistische Elemente* oder auf das enthaltene *Demokratieverständnis*.
- Die *Pädagogik* analysiert *didaktische Hilfsmittel* für den Schulunterricht auf ihre *Gestaltung und Wirksamkeit* hin.

- In der *Geschichtswissenschaft* werden sowohl Schriftstücke aus früheren Zeiten als auch Interviewprotokolle der „*Oral-History*" mit inhaltsanalytischen Techniken ausgewertet.
- Die *Soziologie* untersucht Texte, die als sprachlich-kommunikative Repräsentationen von Handlung und Interaktion angesehen werden können, um daraus *Regelmäßigkeiten des sozialen Lebens* ableiten zu können.

5.1.4. Gegenstände der Inhaltsanalyse

Das Material mit dem sich die Inhaltsanalyse beschäftigt, kann – wie schon angedeutet – sowohl aus gesprochenen Worten, aus Texten, aus Bildern und auch aus Filmen bestehen.

5.1.4.1. Analyse von Filmen

Kommunikation kann in Form von Filmen dem Forscher zugänglich gemacht werden. Fernsehen, Video und Kino bieten reichhaltige Gelegenheit zu inhaltsanalytischer Auswertung. Der Rückgriff auf diese Art von Material bringt den Vorteil mit sich, die Analyse nicht nur auf die verbale Kommunikation abstellen zu müssen, sondern auch Mimik und Gestik, Körperhaltung und Intonation bei der Untersuchung mitberücksichtigen zu können.

Beispiel:
In einer soziologisch orientierten Fernsehanalyse (*Lenssen/Aufenanger* 1986) werden mit Hilfe der objektiven Hermeneutik Interaktionsregeln und Interaktionsstrukturen am Beispiel der Vorschulsendung „Neues aus Uhlenbusch" herausgearbeitet. Die Methode der objektiven Hermeneutik, die ursprünglich für die Analyse familialer Interaktion entwickelt wurde, wird in diesem Forschungsprojekt auf nicht ausschließlich sprachliches Material angewendet, auf einen Film. Dabei werden sowohl die gesprochenen Texte als auch die Handlung, der Bildaufbau, die Kameraführung und die Musik untersucht. „Für die Filmanalyse bedeutet die Anwendung dieser Methode, daß nicht nur die von den Film-'Machern' bewußt gesetzten Inhalte und Bedeutungen aufgeschlüsselt werden, sondern auch die nichtbewußten ‚latenten Sinnstrukturen'" (*Lenssen/Aufenanger* 1986, S.125). Aber im Unterschied zur Wirkungsforschung, also der Analyse der Wirkung eines Films auf den Betrachter, steht in diesem Forschungsprojekt die Botschaft, also das, was wirken soll, im Vordergrund. Die Forscher untersuchen, welche Sinnstrukturierungen durch den Film konstruiert werden und welche darüber hinaus als latente Strukturen vorhanden sind.

5.1.4.2. Analyse von Bildern

Auch bildliches Material wird inhaltsanalytisch ausgewertet. Denn auch in einem Bild kann ein kommunikativer Akt festgehalten werden. Malen, Zeichnen, Fotografieren und alle übrigen Techniken zur Herstellung eine Bildes können Ausdrucksmittel sein, und damit das Bild zu einem kommunikativen Akt machen.

Beispiel:
In der Bundesrepublik werden jedes Jahr tausende von Kindern, meist Mädchen, von Familienangehörigen sexuell mißbraucht. Die sexuelle Mißhandlung der Kinder hinterläßt

bei diesen z.T. schwerste seelische Störungen. Die meisten dieser Verbrechen kommen jedoch nicht ans Tageslicht und werden von der Polizei und den Jugend- und Gesundheitsämtern nicht verfolgt. Wenn dennoch einmal der Verdacht besteht, daß ein Familienmitglied ein Kind mißbraucht hat, stoßen die Behörden auf große Schwierigkeiten, der Sache auf den Grund zu gehen. Die Kinder sind oft von den Eltern bedroht worden, nicht darüber zu sprechen. Hinzu kommt, daß die sexuelle Mißhandlung für die Kinder kaum kommunikabel ist, sie können gar nicht beschreiben, was mit ihnen passiert ist. In diesem Fall werden sie animiert, über die eigenen Erlebnisse Bilder zu malen. Oft können die Kinder dann durch bildliche Darstellungen ausdrücken, was ihnen widerfahren ist. Für die Behörden besteht nun das Problem, diese Bilder zu analysieren: was stellt es dar, wen stellt es dar usw. Die Bilder werden dann auf die vom Kind gemeinte Bedeutung hin untersucht.

In der Malerei werden inhaltsanalytische Techniken auf Bilder, Zeichnungen und Graphiken aus früheren Jahrhunderten angewandt, um die Urheberschaft klären zu können. Aus der Analyse der Stilmittel, Darstellungsformen, Motive, Pinselführung und Farbwahl soll der Künstler ermittelt werden.

5.1.4.3. Analyse von Texten

Texte sind wohl das häufigste Material, das mit inhaltsanalytischen Techniken ausgewertet wird. Dabei ist hier der Begriff Text, nicht nur in seiner engen, durch *Schütze* (1977) bekannten Form, als schriftliches Produkt verbaler Kommunikation zu verstehen. Vielmehr sollen unter den Begriff Text in diesem Fall auch Dokumente, Akten und Zeitungsartikel subsumiert werden. In der qualitativen Inhaltsanalyse, die in dieser Darstellung im Vordergrund stehen soll, wird der Begriff Text allerdings vor allem im Sinne von F. *Schütze* verstanden: als schriftliches Protokoll alltagsweltlicher sprachlicher Kommunikation.

Hier kann man *monologische* Texte, also solche mit *einem Kommunikator*, von *dialogischen* Texten, in denen mehrere Kommunikatoren situativ kommunizieren, voneinander unterscheiden. Unter monologischen Texten hat man sich zum Beispiel Zeitungsartikel, politische Reden oder Werbesprüche vorzustellen. Die häufigste Form des monologischen Textes ist aber das Interviewprotokoll. Zwar kommt hier ein zweiter Kommunikator vor, doch tritt dieser, zumal im narrativen oder offenen Interview als passive Person auf, die im Idealfall nur textgenerierende Stimuli setzt.

Beispiel:
In einer Untersuchung zu Karrieremustern von Ingenieuren (*Hermanns* et al. 1984) werden ausgebildete, im Beruf stehende Ingenieure nach dem Verlauf ihrer Berufskarriere befragt. Dazu werden narrative Interviews durchgeführt und die Transkripte der Befragungen mit der Technik der strukturellen Beschreibung ausgewertet.

Unter dialogischen Texten hat man sich z.B. Protokolle von Gruppendiskussionen vorzustellen. Hier kommunizieren mehrere Alltagspersonen situativ miteinander.

Das Basismaterial für Inhaltsanalysen kann wie folgt charakterisiert werden:

- Das inhaltsanalytisch auszuwertende Material kann sowohl aus *gesprochenen Worten*, aus *schriftlichen Texten*, *Filmsequenzen* oder *bildlichen Darstellungen* bestehen.
- In der qualitativen Inhaltsanalyse werden vor allem *schriftliche Protokolle alltagsweltlicher, sprachlicher Kommunikation* ausgewertet. Diese werden in Interviews oder Gruppendiskussionen gewonnen.
- Sie können *monologisch oder dialogisch* entstanden sein, wobei Mischformen (etwa Leitfadeninterviews) denkbar sind.

5.2. Die quantitative Inhaltsanalyse

Im folgenden werden zunächst und in dem gebotenen Maße die quantitativen inhaltsanalytischen Verfahren und ihr Status in der Forschungslogik des quantitativen Paradigmas beschrieben und im Anschluß daran ausführlicher die qualitativen inhaltsanalytischen Techniken und ihr Stellenwert im qualitativen Paradigma dargestellt.

5.2.1. Inhaltsanalyse im quantitativen Forschungsprozeß

Die methodologischen Prinzipien quantitativer Inhaltsanalyse lassen sich sehr systematisch – gerade auch in Abgrenzung vom qualitativen Verfahren – unter Rekurs auf die viel kritisierte Definition von *Berelson* aufzeigen: „*Inhaltsanalyse ist eine Forschungstechnik zur objektiven, systematischen* und *quantitativen* Deskription von *manifestem* Kommunikationsinhalt" (*Berelson* 1954, S.488; Übersetzung S.L.).

Die vier wichtigsten Elemente dieser Definition – nämlich die Begriffe „objektiv", „systematisch", „quantitativ" und „manifest" – sollen nun erörtert werden; zunächst jedoch kurz zum Begriff des Kommunikationsinhalts. Unter „*Kommunikationsinhalt*" versteht er das „Insgesamt von (verbalen, musikalischen, bildlichen, plastischen und geistigen) symbolischen Bedeutungen, das die Kommunikation als solche hervorbringt" (*Berelson* 1954, S.488; Übersetzung S.L.).

Die beiden ersten Definitionsmerkmale – die Forderung nach Objektivität und nach Systematik – sind meines Erachtens unabdingbare Merkmale jeder – auch qualitativer – Forschung, die als wissenschaftlich gelten will.

Das Wort *Objektivität* ist gefährlich: die Sache, die es bezeichnet, ist hingegen selbstverständlich: *Berelson* meint mit der Forderung nach Objektivität, daß die bei einer Inhaltsanalyse verwendeten Begriffe und deren Operationalisierung so präzise sein sollen, daß jeder konkrete Forschungsschritt *intersubjektiv nachvollzogen und kontrolliert* werden kann. Mit anderen Worten, das Ideal der Objektivität wäre dann erreicht, wenn mehrere Forscher, die einen bestimmten Text mit ein und demselben Instrumentarium analysieren, zum selben Ergebnis kommen.

Das in der empirischen Sozialforschung verbreitete Wort „Objektivität" ist freilich gefährlich, denn es unterstellt für das Verständnis des Laien, daß Objektivität notwendig zu „Wahrheit" führen würde. Um die Gefahr einer solchen ideologischen Verfälschung zu vermeiden, sollte man besser bei der eindeutigeren Formel bleiben, daß Begriffsexplikationen und Operationalisierungen bei der Inhaltsanalyse – wie bei jeder anderen Forschungstechnik – intersubjektiv nachvollziehbar und kritisierbar sein sollen.

Die zweite Forderung, der wir in der *Berelson*schen Definition begegnen, ist die nach *Systematik*. Sie besagt:

1. Die für die empirische Forschung einer bestimmten soziologischen Fragestellung als relevant erkannten Dokumente sollen so genau benannt und bestimmt werden, daß der Forscher präzise Auskunft über die Grundgesamtheit seiner Inhaltsanalyse geben kann.
2. Falls diese Grundgesamtheit sehr groß und (im Sinne einer soziologischen Fragestellung) homogen sein sollte, kann der Forscher ein *Sample* bilden, das für diese Grundgesamtheit als repräsentativ gelten kann.
3. Gleichgültig, ob die Grundgesamtheit insgesamt oder nur ein für sie repräsentatives Sample von Dokumenten analysiert wird – in jedem Falle fordert *Berelson*, daß das *gesamte Material* der Inhaltsanalyse unterzogen wird und nicht nur einseitig ausgewählte Teile.
4. Um eine solche systematische Berücksichtigung des gesamten, als relevant erkannten, Materials durchführen zu können, bedarf es bestimmter *Vorentscheidungen*:
   a) Es muß die *Analyseeinheit* festgelegt werden, in die das gesamte Material aufgeteilt wird. Analyseeinheiten können entweder nach *formalen* Merkmalen abgegrenzt werden: z.B. untersucht man jedes *Wort* eines Textes oder jeden abgeschlossenen *Satz* oder jeden *Quadratzentimeter* bei der Analyse eines Bildes oder bestimmte *Zeitabschnitte* bei der Analyse eines Films oder *abgeschlossene Artikel* bei der Analyse von Zeitungen etc.
   Die Analyseeinheiten können aber auch nach Gesichtspunkten abgegrenzt werden, deren jeweilige Abgrenzung selbst schon eine *Interpretation* erforderlich macht: so kann man etwa einen Text nach *empirischen Informationen* absuchen oder nach bestimmten *Themen* oder nach *Wertungen* usw. Wichtig ist dabei, daß die Kriterien zur Bestimmung interpretativer Einheiten so gut wie möglich intersubjektiv nachvollziehbar expliziert werden.
   Gleichgültig, ob die Analyseeinheit eher formal oder eher interpretativ abgegrenzt wird, die Forderung nach Systematik einer Inhaltsanalyse bedeutet, daß *alle* in der zu analysierenden Grundgesamtheit bzw. in dem Sample enthaltenen Analyseeinheiten *gleichwertig* und *gleichberechtigt* in die Analyse eingehen.
   b) Jede Analyseeinheit muß mit dem gleichen theoretischen Instrumentarium analysiert werden. Der Forscher kann eine oder mehrere Fragestellungen an seine Analyseeinheit richten. Der terminus technicus dafür ist: er kann jede Analyseeinheit nach mehreren *Dimensionen* untersuchen. Derlei Dimensionen sind viele möglich. Welche der Forscher jeweils auswählt, muß er durch seine theoretische Fragestellung begründen und er muß diese Dimensionen genau definieren, um intersubjektive Nachvollziehbarkeit zu gewährleisten.
   Im Hinblick auf die dimensionale Analyse bedeutet die Forderung nach Systematik demnach, daß jede Analyseeinheit im Hinblick auf alle untersuchten Dimensionen abgefragt wird.
   c) Innerhalb jeder Dimension muß es nun eine Anzahl von *deskriptiven Kategorien* geben, damit die Inhaltsanalyse informationshaltig wird. Der einfachste Fall wäre das Kategorienpaar *„vorhanden – nicht vorhanden"* (etwa bei der Frage nach dem Auftreten von Personennamen in Zeitungsüberschriften). Ein *komplexerer* Kategorienapparat wäre etwa, wenn man die *Personennamen* danach unterscheiden wollte, ob es sich dabei um politische Persönlichkeiten, Sportler, Künstler, „kleine Leute" oder sonstige handelt. In einem solchen Fall müssen die Anweisungen zur Operationalisierung – die sog. Codierungs-Anweisungen (denn das Zuordnen von Inhaltselementen und Kategorien nennt man Codieren) – eine möglichst große *Trennschärfe* in den einzelnen Kategorien ermöglichen. Das Kategorienschema muß in einem solchen Fall geschlossen sein; es muß darüber hinaus auch festgelegt werden, ob pro Analyseeinheit und Dimension nur einmal oder mehrfach vercodet werden soll.

Beispiel:
Die in nachfolgender Abbildung dargestellte Systematik quantitativer Inhaltsanalyse kann mit folgendem Beispiel inhaltlich gefaßt werden:

Grundgesamtheit	: Alle Bild-Zeitungen von 1980-1988
Stichprobe	: jedes 10. Exemplar
Analyseeinheit	: Schlagzeile
Analysedimension	: Personennamen
Analysekategorien	: Politiker, Sportler, Künstler, „kleine Leute" oder Vornamen – Nachnamen oder vorhanden – nicht vorhanden

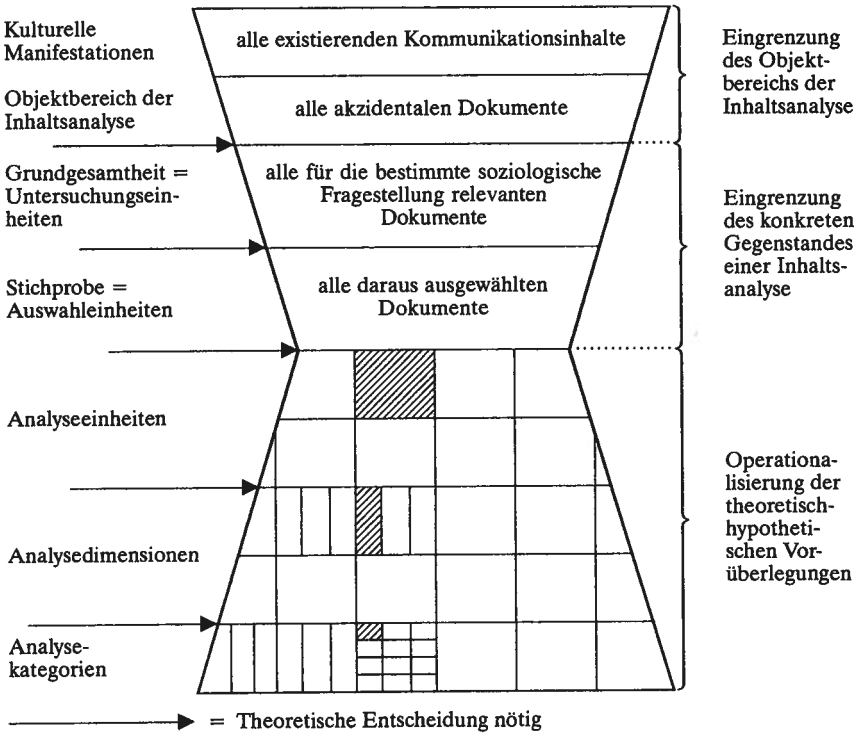
Nun zum Begriff der *Quantifizierung*: Oben wurde die Forderung nach Systematik in der *Berelson*schen Version dargestellt und diese zielt eindeutig auf Quantifizierung ab. Das ist jedoch nach meiner Auffassung durchaus nicht die einzige Möglichkeit der Anwendung inhaltsanalytischer Forschungstechniken. An der Frage, ob Inhaltsanalysen auf *Quantifizierung* abzielen sollten, oder ob prinzipiell auch *qualitative* Inhaltsanalysen sinnvoll seien, scheiden sich die Geister. *Berelson* hat die Maxime aufgestellt, daß eine Inhaltsanalyse nur dann wissenschaftlich sein könne, wenn sie quantitativ sei oder zumindest Quantifizierung intendiere. D.h., alle Kategorien müßten entweder genau nach Häufigkeiten ausgezählt werden oder es müßten doch zumindest tendenzielle Häufigkeitsaussagen gemacht werden.

Er konnte dies fordern, weil er die Inhaltsanalyse auf die Bearbeitung von *manifesten* Inhalten – dies ist das vierte Definitionsmerkmal – eingrenzen wollte. Manifester Inhalt eines Textes ist nach *Berelson* das, was die „schwarzen Zeichen auf weißem Grund" – also die Buchstaben und die mit ihnen gebildeten Worte und

Sätze – jedem unbefangenen, der Sprache und Schrift kundigen Leser mitteilen. Das Aufdecken von *latenten* Absichten, Strukturen und Funktionen, die einem Kommunikationsinhalt anhaften, ist nach *Berelson* für eine wissenschaftlich durchgeführte Inhaltsanalyse unzulässig. Nur aufgrund dieser strengen Begrenzung der Inhaltsanalyse auf manifeste Inhalte läßt sich aber die ebenso strenge Forderung nach Quantifizierung aufrecht erhalten.

Sobald man aber davon ausgeht, daß der Soziologe sich keineswegs in erster Linie nur für offene Mitteilungen interessiert, muß man diese Selbstbeschränkung der inhaltsanalytischen Methode als einseitig und fast ideologisch ablehnen: Die für den Soziologen vornehmlich interessanten strukturellen Voraussetzungen von kommunikativen Beziehungen können in den manifesten Kommunikationsinhalten schon deshalb nur selten offen zum Ausdruck kommen, weil die Interaktionspartner sich dieser Voraussetzungen selbst nicht bewußt werden. Tatsächlich vorliegende Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Interaktionspartnern bleiben vielmehr meist verschleiert oder hinter Rationalisierungen verborgen. Mit anderen Worten: wer seine Forschung von vornherein nur auf manifeste Inhalte beschränkt, entzieht das gesamte Problem des sog. falschen oder ideologischen Bewußtseins, das in Kommunikationsinhalte eingeschmolzen sein kann, der wissenschaftlichen Forschung.

Abbildung 4: Schematische Darstellung des Vorgehens der quantitativen Inhaltsanalyse



Versucht man die entlang der *Berelson*schen Definition von Inhaltsanalyse geführte Diskussion einzelner Definitionselemente systematisch und graphisch darzustellen, so stellt man in Abbildung 4 fest, daß zunächst eine Einengung erfolgt, die dann durch die konkrete Fixierung der Analyseschritte partikularisiert und erweitert wird. Dabei sind – wieder im Gegensatz zur qualitativen Inhaltsanalyse – die Einheiten, Dimensionen und Kategorien theoretisch durch den Forscher vor der Analyse bestimmt und werden auf das zu untersuchende Material angewandt.

Wie wir bei der qualitativen Inhaltsanalyse sehen werden, geht sie den gerade umgekehrten Weg. Sie will durch die Interpretation von Einzelaussagen zu allgemeineren Aussagen vorstoßen. Die theoretische Partikularisierung vor der quantitativen Inhaltsanalyse durch den Forscher ist eine durch die Aussageform und den Textproduzenten in der qualitativen Inhaltsanalyse vorgebene.

Die vielleicht wichtigste, aber dennoch zu wenig beachtete Phase eines quantitativen Forschungsprojekts besteht deswegen in der theoretischen Vorarbeit. Dazu gehört zum einen die exakte Formulierung des zu untersuchenden Problems. Entweder hat der Forscher eigene Alltagserfahrungen, die ihn auf eine Problemstellung aufmerksam machen, oder er ist in einen Diskussionsprozeß in einer bestimmten Fachdisziplin eingebunden und wird so auf ein anstehendes Problem aufmerksam. In beiden Fällen muß er die Problemstellung in die Terminologie seiner Disziplin und der von ihm vertretenen Theorie-Schule überführen.

Zum anderen wird der Forscher in der Begrifflichkeit der von ihm verwendeten theoretischen Konzepte Hypothesen formulieren, die Vermutungen über Zusammenhänge, die der Erklärung des Problems dienen, beinhalten. In diesen formulierten Hypothesen werden Variablenbeziehungen hypostasiert, etwa der Form „X impliziert Y" (Implikation) oder „genau dann wenn X, dann auch Y" (Äquivalenz). Die verwendeten Variablen müssen nun operationalisiert werden, d. h. sie müssen mit meßbaren empirischen Relativen in Beziehung gesetzt werden. Diese empirischen Relative schließlich können aus dem für die Analyse ausgewählten Material erhoben werden.

Beispiel:
Bei der Untersuchung der sozialen Dynamik innerhalb der Belegschaft einer Firma verwendet der Forscher den Begriff der sozialen Herkunft als unabhängige Variable. Dieser theoretische Begriff stammt aus der Forschung zum sozialen Wandel und bezeichnet den sozialen Status und diejenigen sozialen Faktoren, unter denen ein Mensch aufgewachsen ist. Diese Bedingungen sind mit ausschlaggebend für denjenigen sozialen Status und die Position, die er im Laufe seines Lebens erreichen kann. Als Indikatoren werden der Beruf, die Schulbildung beider Eltern, das Einkommen des Elternhauses und die Größe des Wohnorts zum Zeitpunkt des höchsten Schulabschlusses ermittelt. Der Forscher kann bei seinem Projekt auf die Berwerbungsunterlagen aller Mitarbeiter der Firma zurückgreifen und aus den Lebensläufen die entsprechenden Daten ermitteln.

Die Datenerhebung im quantitativen Forschungsprozeß wird mit der Feststellung aller eigentlich inhaltsanalytisch auszuwertenden Materialeinheiten vorbereitet: die Grundgesamtheit wird definiert. Aus dieser Grundgesamtheit wird evtl. per Zufallsauswahl eine Stichprobe ausgewählt. Unter einer Stichprobe hat man sich

eine Stellvertretergruppe für die Grundgesamtheit vorzustellen, in der bestimmte, vom Forscher für wichtig angesehene Merkmale ähnlich verteilt sind wie in der Grundgesamtheit.

Beispiel:
In dem oben beschriebenen Beispiel wird der Forscher zunächst alle Personalakten von Mitarbeitern der Firma aus einem bestimmten Zeitraum als Grundgesamtheit definieren. Aus dieser Grundgesamtheit wählt er eine Stichprobe aus, etwa aus jedem Jahr 10 Prozent der neu in die Firma eingetretenen Mitarbeiter und untersucht die Akten dieser Mitarbeiter mit seinem Kategorienschema. Die Daten werden erst auf Erhebungsbögen und dann auf einen elektronischen Datenträger übertragen.

Die elektronisch aufbereiteten Daten können nun mit statistischen Verfahren ausgewertet werden. Diese Auswertung umfaßt zum einen die deskriptive Darstellung der Befunde, sowie die bi- oder multivariate Auswertung. Durch diese Verfahren werden die vorab formulierten Hypothesen mit den empirischen Befunden konfrontiert. Werden die Hypothesen durch die Daten – auf der Basis bestimmter statistischer Maßzahlen – gestützt, werden sie als vorläufig bestätigt angesehen; werden sie nicht gestützt, müssen sie verworfen werden.

In der quantitativen Forschungslogik dient die Inhaltsanalyse in ihren diversen Spielarten der *Erhebung* eines Datensatzes, an dem vorab gebildete Hypothesen getestet werden können. Dabei benutzt sie Techniken, die die manifesten Kommunikationsinhalte anhand von Wort- oder Phrasenzählungen feststellen. Es wird ein Kategoriensystem verwendet, mit dem die in den Hypothesen gebrauchten Begriffe operationalisiert worden sind.

Die Inhaltsanalyse wird also im quantitativen Forschungsprozeß als Technik zur Erhebung von Daten verwendet, die dann die Grundlage für Versuche der Hypothesenfalsifikation durch den Forscher sind. Die Inhaltsanalyse ist hier Äquivalent z. B. zum standardisierten Interview. Für jede Untersuchungseinheit wird ein Set von Daten erhoben; sie werden nicht erfragt, sondern aus Texten, die die Untersuchungseinheiten selbst hervorgebracht haben oder diese repräsentieren, gewonnen. Daher werden von quantitativen Forschern große Anstrengungen unternommen, inhaltsanalytische Techniken zu entwickeln, die im Grad ihrer Standardisierung mit modernen Verfahren der Massenbefragung vergleichbar sind. Diese Anstrengungen führen dazu, daß den Codierern, also das den Interviewern vergleichbare Erhebungspersonal, ein festgefügtes, meist geschlossen vercodetes Kategorienschema vorgegeben wird, mit dem sie das Material pro Untersuchungseinheit durcharbeiten. Wie in der Befragung wird jeder Kategorie, jeder Variablen die für den Fall zutreffende Ausprägung zugeordnet. Während die Anwender qualitativer Inhaltsanalysen jeden Text als schriftliche Form authentischer Kommunikation ansehen, werden die Texte unter dem Gesichtspunkt der quantitativen Inhaltsanalyse als austauschbare, rein zufällig in die Stichprobe gelangte Kombination von Merkmalsausprägungen angesehen.

Die Daten der einzelnen Untersuchungseinheiten werden zusammengetragen und als aggregierter Datensatz verwendet, wie man es auch mit Daten macht, die z. B. durch schriftliche oder mündliche Befragung gewonnen wurden.

Die Inhaltsanalyse im Verständnis der quantitativen Methodologie läßt sich zusammenfassend so kennzeichnen:

- In der quantitativen Forschungslogik werden *Hypothesen an den Daten einer Stichprobe getestet*; der Forscher versucht, sie zu falsifizieren.
- Die Inhaltsanalyse dient als *Erhebungstechnik, nicht als Auswertungstechnik* wie im qualitativen Paradigma.
- Für jede Untersuchungseinheit wird ein *Set von Daten erhoben*. Diese werden nicht erfragt, sondern aus Texten, die die Untersuchungseinheiten hervorgebracht haben oder diese repräsentieren (Akten), durch Inhaltsanalyse gewonnen.
- *Grundgesamtheit und Stichprobe* des zu analysierenden Materials *werden vor der Analyse fixiert.*
- Aufgrund der theoretischen Vorbereitung durch Hypothesenformulierung werden *vor dem Beginn der Analyse die Analyseeinheiten festgelegt.*
- In Operationalisierung der Hypothesen werden *Analysedimensionen* definiert, die zur *Basis der Auswertung werden.*
- Die Analysedimensionen werden in *Analysekategorien differenziert*, die letztlich durch das Anlegen an das Material die Analysebefunde determinieren.

5.2.2. Quantitative inhaltsanalytische Techniken

Neben der gänzlich unterschiedlichen Stellung im qualitativen und quantitativen Forschungsprozeß gibt es noch eine Reihe anderer Unterscheidungskriterien für die qualitativen und quantitativen Inhaltsanalysen. Die qualitative Inhaltsanalyse läßt sich von der quantitativen anhand des Begriffspaars *explikativ versus reduktiv* unterscheiden. Der die explikative, und damit qualitative Inhaltsanalyse anwendende Forscher interpretiert ausführlichst jeden Partikel, z. B. jedes Stocken des Gesprächsflusses, um auf latente Kommunikationsinhalte schließen zu können. Dabei wird an das Material eine Fülle von zusätzlichem Hintergrundwissen um den Entstehungszusammenhang, um den verwendeten Sprachcode und um (sub-)kulturelle Kontextbedingungen (große Arbeitslosigkeit, politische Bewegungen, Formen der Selbstinszenierung, Verhalten gegenüber Autoritäten usw.) herangetragen.

Die reduktive, und damit eher quantitative Inhaltsanalyse geht vor allem zusammenfassend und strukturierend vor. Sie fußt meist auf den expliziten Aussagen und die Kodierer werden versuchen, für alle im Kategorienschema vorgegebenen Variablen manifeste Aussagen zu finden, die als Merkmalsausprägungen die Repräsentationen dieser Variablen sind. *Es stehen sich also die reduktive, sich auf manifeste Kommunikationsinhalte beschränkende Inhaltsanalyse und die explikative, zusätzlich an latenten Kommunikationsinhalten interessierte Inhaltsanalyse extremtypisch gegenüber.* Beide Formen zeigen aufgrund ihrer Konstruktion gewisse Affinitäten zu den beiden methodologischen Paradigmen: die reduktive Inhaltsanalyse wird eher im quantitativen Forschungsprozeß eingesetzt, die expli-

kative ist im qualitativen Paradigma zu Hause. Dies gilt auch dann, wenn man die eher quantitativ orientierte Definition von Inhaltsanalyse heranzieht, die *Lisch/Kriz* gegeben haben, die aber implizit auch auf Elemente qualitativer Forschung verweist: „Inhaltsanalyse als versuchte Rekonstruktion von (umfassenden) sozialen Prozessen" (*Lisch/Kriz* 1978, S.11), als „*das* zentrale Modell zur Erfassung (bzw. Konstituierung) sozialwissenschaftlicher Realität" (*Lisch/Kriz* 1978, S.44).

Im folgenden werden eine Reihe von quantitativen inhaltsanalytischen Techniken präsentiert. Es wird mit der Frequenzanalyse begonnen. Im Anschluß daran wird die Dokumentenanalyse vorgestellt und schließlich die Valenz- und Intensitätsanalyse. Dieser Abschnitt endet mit der Beschreibung der Kontingenz- und Bedeutungsfeldanalyse. Alle diese behandelten Techniken der quantitativen Inhaltsanalyse dienen der Erhebung eines Datensatzes, an dem vorab formulierte Hypothesen geprüft werden sollen.

5.2.2.1. Frequenzanalyse

„Die einfachste Art inhaltsanalytischen Arbeitens besteht darin, bestimmte Elemente des Materials auszuzählen, und in ihrer Häufigkeit mit dem Auftreten anderer Elemente zu vergleichen" (*Mayring* 1988, S.11). Diese Form der Inhaltsanalyse hatte wohl *Berelson* im Auge, als er seine berühmt gewordene Definition formulierte (*Berelson* 1952, S.18). Die zu zählenden Einheiten des Materials werden durch das Kategorienschema festgelegt. Das Kategorienschema erhält der Forscher – wie im quantitativen Paradigma üblich – durch alltagsweltliche oder wissenschaftlich-theoretische Vorüberlegungen.

Beispiel:
In einer Analyse der Geschichten (Fortsetzungsromane) in amerikanischen Zeitschriften (*Berelson/Salter* 1949) wird untersucht, welcher Herkunft die Hauptpersonen dieser Geschichten sind. Im Vordergrund steht die Frage, ob die Häufigkeit der einzelnen Herkunftsgruppen in den Geschichten proportional zu ihrer Verteilung in der amerikanischen Gesellschaft ist. Das Element, das in dieser Frequenzanalyse ausgezählt wird, ist die Hauptperson einer Geschichte. Das interessierende Merkmal ist die Herkunft (Abstammung) dieser Person. Die Autoren stellen fest, daß Mitglieder sozialer Randgruppen der amerikanischen Gesellschaft in weitaus geringerem Maße in den Geschichten als Hauptpersonen auftreten, als es ihnen nach der prozentualen Verteilung dieser Gruppen in der amerikanischen Gesellschaft zukäme.

Ein weiteres Beispiel für eine Frequenzanalyse stammt aus der psychologischen Forschung.

Beispiel:
Wortprotokolle psychotherapeutischer Sitzungen werden auf die syntaktische Vollständigkeit der Sätze untersucht (*Mahl* 1959). Dabei schließt der Forscher von einer häufig durchbrochenen syntaktischen Form in einem Protokoll auf den emotionalen Zustand des Probanden. Eine große Anzahl von Füllauten (Äh), Satzkorrekturen, unvollständigen Sätzen, Wiederholungen und anderen Formen syntaktischer Brüche soll auf einen Angstzustand des Probanden in der Sitzung deuten.

5.2.2.2. Dokumentenanalyse

Mit der Dokumentenanalyse werden Schriftstücke (Akten, Formulare usw.) mit einem festen, standardisierten Kategorienschema untersucht. Die mit den Erhebungsarbeiten betrauten Personen, suchen in jedem einzelnen Dokument nach den Ausprägungen vordefinierter Variablen.

Der Unterschied zwischen Dokumentenanalyse und Frequenzanalyse besteht im Skalenniveau der erhobenen Daten. Durch die Frequenzanalyse werden, da sie die Häufigkeit bestimmter Elemente auszählt, Daten auf Intervallniveau gewonnen. Dabei ist aber zu beachten, daß die ursprünglich im Text enthaltenen Variablen jedes beliebige Meßniveau haben können. So kann z. B. das Geschlecht (nominalskaliert) in den beiden Werten männlich und weiblich in einem Text ausgezählt werden, womit eine Variable auf Intervallniveau entsteht. Mit der Dokumentenanalyse können hingegen auch ordinale oder nominale Variablen zu Daten der Analyse werden. Dabei werden die Ausprägungen für nominal-, ordinal- oder intervallskalierte Variablen dem Dokument direkt entnommen. Die Ausprägung einer Variablen wird nicht erst durch Auszählen eines Elementes gewonnen, sondern ist selbst schon im Dokument auffindbar.

Beispiel:
In einer vergleichenden Untersuchung der Berufschancen der Absolventen des Bielefelder Diplomstudiengangs Soziologie zu Absolventen anderer Soziologie-Studiengänge wurden Soziologieabsolventen mehrerer Jahrgänge postalisch zur Berufseinmündung und zum bisherigen Verlauf der Berufstätigkeit befragt. Parallel dazu sind für den gleichen Personenkreis die Unterlagen des Prüfungsamts der Fakultät für Soziologie mit der Dokumentenanalyse ausgewertet worden. Untersucht wurden „Daten zum Studienverhalten und zur Qualifikationsstruktur" (*Schneider* 1983, S.15). Erhoben wurden insbesondere Persönlichkeitsmerkmale (Geschlecht, Nationalität, Geburtsjahr, Familienstand zum Studienende usw.), Qualifikationsmerkmale der Absolventen vor dem Soziologiestudium (Studienabschluß, Berufsausbildung) und zum Studienverhalten und Qualifikationserwerb im Soziologiestudium (Anzahl der Scheine, Themenbereich der Diplomarbeit, Studienortwechsel, Anzahl der Fachsemester, Noten im Diplom etc.). Die Vorteile der Prüfungsamtsakten als Quelle gegenüber einer Befragung „liegen zum einen darin, daß eine Vollerhebung gesichert ist, die Validität der Angaben keinen verzerrenden Einflüssen der Befragten unterliegen und zugleich eine studiengangsinterne Evaluierung geleistet werden kann" (*Schneider* 1983, S.15f).

Die erhobenen Daten einer Dokumentenanalyse können, wenn die Fallzahl dies zuläßt, statistisch ausgewertet werden. Die Vorteile eines solchen Verfahrens liegen auf der Hand: hohe Ausschöpfung der Grundgesamtheit und wegen der ausschließlichen Verwendung geschlossener Fragen mit vorformulierten, diskreten Ausprägungen, hohe Interkodiererreliabilität. Diesen Vorteilen stehen aber auch eine Reihe von Nachteilen gegenüber: die Dokumentenanalyse ist zwar in der Lage, feststehende Fakten und Ereignisse zu erheben, Einstellungen der hinter den Dokumenten stehenden Untersuchungspersonen können jedoch nicht ermittelt werden.

Beispiel:
In der oben beschriebenen Studie zum beruflichen Verbleib Bielefelder Diplomsoziologen wurde in der Dokumentenanalyse zwar die Anzahl der Hochschulsemester und die Anzahl der Fachsemester festgestellt, doch konnten die Prüfungsamtsakten keine Auskunft darüber geben, welchen Grund die Studierenden für eine kürzere oder längere Studienzeit hatten. Ob die Studierenden die Studienzeit zu starken außeruniversitären politischen oder kulturellen Aktivitäten genutzt hatten und daher die notwendigen Scheine zur Anmeldung zur Prüfung erst ein paar Semester später als ihre Kommilitonen erlangt hatten oder ob die Hinauszögerung des Studienabschlusses eine Gegenstrategie zu den immer schlechter werdenden Arbeitsmarktbedingungen für Akademiker war und der Studierende in der zusätzlichen Zeit fachliche Kenntnisse oder fachfremde Zusatzqualifikationen erworben hat, ist aus den Akten nicht zu entnehmen. Für die Beantwortung solcher Fragen müssen wohl andere Techniken (etwa das qualitative Interview) herangezogen werden.

5.2.2.3. Valenz- und Intensitätsanalyse

„Ganz allgemein handelt es sich dabei um inhaltsanalytische Verfahren, bei denen bestimmte Textbestandteile nach einer zwei- oder mehrstufigen Einschätzskala skaliert werden" (*Mayring* 1988, S.12). Ähnlich wie bei der Frequenzanalyse wird das vorliegende Material mit einem Kategorienschema durchgearbeitet. Doch werden bei der Valenzanalyse keine diskreten, expliziten Merkmale aufgenommen, sondern es werden Bewertungskriterien angegeben, unter denen das Material gesichtet werden soll. Dabei reduziert sich die Valenzanalyse auf einfache Kategorienpaare polarer Wertigkeit, etwa pro und contra oder dafür und dagegen, während bei der Intensitätsanalyse Abstufungen zwischen den Polen vorgenommen werden. „Für Untersuchungen, die Werte, Einstellungen und ähnliches erfassen wollen, ist die einfache Auszählung der Häufigkeit oft ungenügend, weil sie es unterläßt, die *Intensität* in Betracht zu ziehen. Mit anderen Worten, die Annahme ist oft unhaltbar, daß sich gültige Schlüsse über Einstellungen ziehen lassen, wenn man nur einfache Häufigkeitstabellen anfertigt, ohne die Intensität zu berücksichtigen ... Die Messungen der Intensität eines Kommunikationsinhaltes gehört oft zu den schwierigsten Punkten des Codierungsprozesses. Denn zumindest wird erforderlich, daß die Codierer eine zusätzliche Beurteilung durchführen. Denn nachdem die zu untersuchenden Inhalte in Kategorien eingeordnet sind, müssen die Elemente jeder Kategorie noch auf einer Intensitätsskala eingeordnet werden" (*Holsti* 1969, S.123; Übersetzung S.L.).

Beispiel:
Die Leitartikel mehrerer großer überregionaler Tageszeitungen werden unter dem Gesichtspunkt der in ihnen vertretenen politischen Meinung analysiert. Eine Bewertungsskala soll messen, ob der Artikel die Politik der Regierungspartei oder die der Opposition unterstützt. Die Skala hat die Ausprägungen „unterstützt die Politik der Regierung voll" bis „unterstützt die Politik der Opposition voll". Jedem Leitartikel kommt ein Wert auf dieser Skala zu, der anschließend für die einzelnen Tageszeitungen aggregiert werden kann, um so die Ausrichtung der Zeitung zu erfahren.

5.2.2.4. Kontingenz- und Bedeutungsfeldanalyse

Die Kontingenz- und Bedeutungsfeldanalyse geht auf Ch. E. *Osgood* et al. (1957) zurück. Sie untersuchten Assoziationsstrukturen zwischen verschiedenen Begriffen. „Dabei interessierten vor allem spontan erzeugte Texte, bei denen die fraglichen Assoziationen sich nicht bereits zwangsläufig aus einem Argumentationsziel ableiten, d.h. vom Produzenten etwa für Propagandazwecke absichtlich benutzt wurden" (*Mayntz* et al. 1968, S.164).

Unter dem Verfahren der Kontingenzanalyse versteht man ein inhaltsanalytisches Vorgehen, „bei dem in einem Text geprüft wird, welche Symbole überdurchschnittlich oft im Zusammenhang mit vorgegebenen (theoretisch relevanten) Symbolen auftreten. Die festgestellten Assoziationen (Kontingenzen) zwischen diesen Symbolen werden dann zum Schluß auf den Autor des Textes benutzt" (*Merten* 1983, S.156f). Theoretische Grundlage der Kontingenzanalyse ist die Theorie der assoziativen Nähe (vgl. *Deese* 1970). Die Theorie der assoziativen Nähe macht Aussagen über die experimentell ermittelten durchschnittlichen Assoziationen als Responses von Menschen auf bestimmte Stimuli. Als Assoziationen werden dabei diejenigen Begriffe angesehen, die den Versuchspersonen auf einen Stimulusbegriff hin spontan einfallen. Stimmen die Verteilungen der assoziierten Begriffe nach Umfang und Häufigkeit annähernd überein, spricht man von Bedeutungsgleichheit.

Heute wird aber eher eine Fortentwicklung der Kontingenzanalyse, die *Bedeutungsfeldanalyse*, verwendet. Die Bedeutungsfeldanalyse wurde Anfang der siebziger Jahre von A. *Weymann* (1973) entwickelt. Er untersuchte Zeitschriftenartikel zur Methodik und Didaktik der Erwachsenenbildung.

In der Bedeutungsfeldanalyse werden Menschen nun nicht gebeten, ihre Assoziationen zu bestimmten Begriffen zu äußern. Vielmehr handelt es sich bei diesem Verfahren um eine Technik zur Analyse von Texten. Ausgehend von dem Gedanken, daß zeitliche Nähe im Redefluß oder räumliche Nähe im Text auch kognitiver Nähe und struktureller Verbindung dieser Begriffe entspricht, werden Texte – „ob die zu analysierenden Aussagen schriftlich gemacht wurden ..., oder ob es sich um Niederschriften von Tonbandaufzeichnungen ... handelt, ist dabei bedeutungslos" (*Weymann* 1973, S.764) – bzw. Zufallsstichproben aus diesen Texten daraufhin untersucht, welche Begriffe innerhalb von Textsequenzen festgelegter Größe gemeinsam auftreten. Die Bedeutungsfeldanalyse zeichnet – anders als die Kontingenzanalyse – zusätzlich die Reihenfolge und die Häufigkeit der Begriffe auf.

In der Bedeutungsfeldanalyse wird unterstellt, „daß eine solche Abfolge (gemeint sind die Begriffe in einer Textsequenz; Anm. S.L.) nicht zufallsbedingt und beliebig ist, sondern den Denkgewohnheiten und Kommunikationsabsichten des Sprechers/Schreibers entspricht, also ein Hinweis auf die kognitive Repräsentation sozialer Wirklichkeit ist" (*Weymann* 1973, S.766).

Beispiel:
In einer sozialpsychologischen Untersuchung (*Weymann* 1973) werden Zeitschriftenartikel zur Didaktik und Methodik der Erwachsenenbildung mit der Bedeutungsfeldanalyse ausge-

wertet. Dabei steht die Frage im Vordergrund, ob es „bestimmte feste Felder assoziativer Verknüpfungen, die bei diesen Themen regelmäßig als kognitive Repräsentanten eines Handlungszusammenhangs erscheinen" (*Weymann* 1973, S.764) gibt. Es wird geprüft, ob bestimmte Zielsetzungen und thematische Ausrichtungen der Erwachsenenbildung mit bestimmten Methoden oder didaktischen Vorgaben verknüpft sind.

Der Forscher stellt für jeden untersuchten Zeitschriftenartikel fest, welche Ziele der Autor durch die Erwachsenenbildung erreicht sehen möchte und durch welche didaktischen Mittel und Methoden dies geschehen soll.

Die in dem Projekt aufgenommenen Daten werden mit der Faktorenanalyse und der Clusteranalyse ausgewertet, um die gemeinsam auftretenden Begriffe in möglichst homogene Gruppen einzuteilen. Jede dieser Gruppen entspricht einer Bedeutungsdimension der Zielsetzungen und von Didaktik und Methodik der Erwachsenenbildung. *Weymann* identifiziert drei Dimensionen: 1.) Ziel der Erwachsenenbildung ist die Stärkung des Allgemeinwissens, um ‚mitreden zu können'; es soll durch Vorträge, Gruppenunterricht und lernen an programmierten Lernmaschinen erfolgen. 2.) Weiteres Ziel der Erwachsenenbildung ist die berufliche Weiterbildung; es soll durch Zertifikate und Fernstudien erreicht werden. 3.) Diese Dimension faßt Aufgaben der Erwachsenenbildung zusammen, „die an den Rand des Interesses geraten sind, die in dem Wissen der Erwachsenenbildner um Didaktik eine Nebenrolle spielen" (*Weymann* 1973, S.769): Unterhaltung und Lebenshilfe zu bieten, gesellschaftskritisches Potential anzuregen. Diese Ziele sind in der Erwachsenenbildung nicht mit einer speziellen Didaktik verknüpft.

Ziel der Bedeutungsfeldanalyse ist nicht mehr das Auffinden bedeutungsgleicher Begriffe (im Sinne der Hervorrufung gleicher Assoziationen), sondern der Nachweis miteinander verknüpfter, thematischer Lernziele und Lehrmethoden der Erwachsenenbildung.

Als Formen der quantitativen Inhaltsanalysen lassen sich exemplarisch herausgreifen:

- In der *Frequenzanalyse* werden bestimmte formale oder inhaltliche Elemente des Materials ausgezählt und als Indikator für eine substantielle Variable erhoben.
- Bei der *Dokumentenanalyse* werden dem Dokument die Ausprägungen für nominal,- ordinal oder intervallskalierte Variablen direkt entnommen. Die Ausprägung entsteht also nicht erst durch Auszählung bestimmter Elemente wie in der Frequenzanalyse.
- Bei der *Valenzanalyse* werden die Kommunikationsinhalte nach ihrer Bewertung hinsichtlich theoretisch vorgegebener Kriterien analysiert, wobei man sich auf polare Wertigkeiten reduziert.
- Die *Intensitätsanalyse* erweitert die Valenzanalyse, indem die polaren Wertigkeiten zugunsten differenzierter Abstufungen in der Bewertung aufgegeben werden.
- Bei der *Kontingenzanalyse* handelt es sich „um eine semantische Kommunikatoranalyse, die zur Inferenz auf Persönlichkeitsstrukturen verwendet werden kann" (*Merten* 1983, S.157).
- Ähnlich wie bei der Kontingenzanalyse geht man bei der *Bedeutungsfeldanalyse* davon aus, daß das systematische, gemeinsame Auftreten von Begriffen oder Argumenten und Statements nicht zufällig ist, sondern den Denkgewohnheiten und Kommunikationsabsichten des Sprechers entspricht.

5.3. Qualitative Inhaltsanalyse

Nachdem nun die Prinzipien quantitativer Inhaltsanalyse relativ ausführlich zu Wort gekommen sind, gilt es, die spezifischen und sich davon abhebenden Merkmale qualitativer Inhaltsanalyse herauszuarbeiten. Da es unstrittig ist, daß beide sich auf Kommunikationsinhalte beziehen, beide systematisch und „objektiv" vorgehen wollen, bleiben als Differenzierungskriterien letztlich nur die Definitionselemente Quantifizierung und manifeste bzw. latente Kommunikationsinhalte. Zu letzteren ist schon festgestellt worden, daß auch im quantitativen Paradigma nicht darauf verzichtet werden kann, hinter das zu schauen, was als manifeste Aussage vorliegt. Insoweit ist die Reduktion auf manifeste Inhalte eine obsolete Position.

Auch im Hinblick auf die Quantifizierung haben sich seit *Berelson* (1952, 1954) gewisse Nuancierungen ergeben, nachdem nicht mehr nur quantitative Befunde Anerkennung finden, obgleich dies als Ziel nach wie vor als erstrebenswert gilt. Wenn auch qualitative Inhaltsanalysen von dieser Seite anerkannt werden, so hat dies seinen Grund darin, daß diese dann – trotz fehlender Quantifizierung – sich letztlich derselben Methodologie und Logik der quantitativen Inhaltsanalyse bedienen, aber aus den unterschiedlichsten Gründen nicht quantifizieren (können). Mit anderen Worten: Es gibt offenbar ein unterschiedliches Verständnis von qualitativer Inhaltsanalyse:

1. Die eine Form qualitativer Inhaltsanalyse unterscheidet sich von der quantitativen nur dadurch, daß sie nicht oder in Teilbereichen nicht quantifiziert. Ansonsten ist sie wie die quantitative *Datenerhebung*: vorher theoretisch entwickelte Analyseeinheiten, -dimensionen und -kategorien werden auf akzidentale und ausgewählte Dokumente angewandt.
2. Im strengeren Sinne qualitativer Sozialforschung ist qualitative Inhaltsanalyse jedoch eine *Auswertungsstrategie* von zum Zwecke der Analyse erstellter oder akzidentaler Dokumente *ohne a priori formulierte theoretische Analysekriterien*.

Nach unserer Einschätzung ist der Versuch von *Rust* (1980a, 1980b, 1981) und weitgehend auch die qualitative Inhaltsanalyse nach *Mayring* (1988), die ausführlicher behandelt wird, eher dem Typ 1 zuzuordnen: *Rust*s Konzept von qualitativer Inhaltsanalyse versucht die Prinzipien der quantifizierenden Vorgehensweise qualitativ aufzunehmen, wenn er qualitative Inhaltsanalyse als „Klassifikation, Festlegung der Konturen eines Untersuchungsgegenstandes in seinem Kontext, Abgrenzung gegen andere Objekte und die allgemeinere Charakterisierung seiner inneren Beschaffenheit" (*Rust* 1981, S. 196) begreift. Er versucht allerdings die Partikularisierung nachträglich wieder aufzuheben: „So verfolgt die qualitative Analyse eine doppelte Strategie: sie zwingt den Gegenstand, sich in seiner Struktur zu offenbaren, indem sie detotalisierend ansetzt und nach dem Verhältnis der Einzelaspekte und des vordergründigen Erscheinungsbildes fragt, dies aber mit dem Ziel einer bewußten Retotalisierung vollzieht, um den gesamtgesellschaftlichen Kerngehalt einer jeden Äußerung nicht aus den Augen zu verlieren" (*Rust* 1980a, S.21). Gleichwohl kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß letztlich diese Form

qualitativer Inhaltsanalyse vielleicht nur eine quantitative vorbereitet. Ähnliches gilt für das von *Mayring* (1988) vorgeschlagene Vorgehen.

Auf diese zweite Form der qualitativen Inhaltsanalyse im engeren Sinne wollen wir uns bei deren weiterer Darstellung beziehen. Zunächst jedoch einige basale Aspekte qualitativer Inhaltsanalyse:

5.3.1. Aspekte qualitativer Forschung im Kontext der Inhaltsanalyse

Der Unterschied zwischen qualitativem und quantitativem Vorgehen wird oft genug nur an einem Teilaspekt des Forschungsprozesses festgemacht. *Mayring* etwa unterscheidet beide Typen von Analyse nach der „Begriffsform", nach dem „impliziten Wissenschaftsverständnis" und nach dem „Skalenniveau der Messung", referiert die verschiedenen Skalenniveaus des Messens und kommt dann zu dem Schluß, „daß alle Analysen, die auf nominalskalierten Messungen basieren, als *qualitative* Analyse gelten, und solche, die auf ordinal-, intervall- oder ratioskalierten Messungen basieren als *quantitative* Analysen gelten" (*Mayring* 1988, S. 15). Demnach sind inhaltsanalytische Vorgehensweisen, die nicht durch eine Form quantifizierenden Auszählens gekennzeichnet sind, qualitativ. Solche Verfahren, so wird behauptet, könnten lediglich zur Bildung von Kategorien verwendet, könnten also nur in der explorativen Phase eines Forschungsprojekts eingesetzt werden. Daher ließen sich in den quantitativen Forschungsprozeß qualitative Elemente mühelos integrieren – etwa in der explorativen Phase zur Bildung angemessener Kategorien und adäquater Operationalisierungen oder bei der Illustration der statistischen Befunde. Eine weitere Bedeutung käme ihnen nicht zu.

Dies ist allerdings eine zu kurz greifende, weil nur auf das Meßniveau der Variablen (vgl. *Lamnek* 1988, S.3) bzw. die Verortung im Forschungsprozeß bezogene Differenzierung, denn die Sachlage ist weitaus komplizierter. Beide Unterscheidungskriterien, sowohl das des Skalenniveaus, als auch das der Zuordnung zu verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses, greifen zu kurz und scheinen eher Ausfluß des Wunsches zu sein, den leidigen Konflikt zwischen dem qualitativen und quantitativen approach endlich beizulegen.

Doch ist, gerade wenn man die Wahl der Methode nicht zur Glaubensfrage erhebt, eine Versöhnung der beiden methodologischen Paradigmen auch nicht nötig, denn beide haben ihre Berechtigung und ihre Vorteile, die je nach spezifischer Lage des zu untersuchenden Phänomens, den einen oder den anderen Forschungsansatz zum Zuge kommen lassen.

Quantitative und qualitative Vorgehensweise unterscheiden sich nicht nur im Skalenniveau. Man unterschätzt die Bedeutung der qualitativen Sozialforschung, wollte man einige ihrer Elemente wohlwollend in den quantitativen Forschungsprozeß integrieren und damit als angemessen berücksichtigt ansehen. Vielmehr kommt *dem qualitativen Vorgehen eine eigene Qualität* zu, die durch Vermengung mit dem quantitativen Forschungsprozeß eher verloren geht, als sinnvoll angewendet wird.

Wie schon mehrfach ausgeführt (vgl. etwa das Kapitel 2. über die Einzelfallstudie) zeichnet sich die qualitative Sozialforschung durch eine Reihe von Merkmalen

aus, die sie von dem quantitativen approach prinzipiell unterscheiden: Offenheit, Kommunikativität und Naturalistizität sowie Interpretativität.

5.3.1.1. Offenheit

Im Lichte dieser Merkmale des qualitativen approachs wird eine Versöhnung der Forschungsansätze nicht nur unnötig, sondern auch unmöglich erscheinen, will man nicht wichtige Vorteile dieses approachs einbüßen.

In der qualitativen Methodologie wird das Vorgehen quantitativer Forscher in der explorativen Phase zum zentralen Prinzip jeder Forschung erhoben: Offenheit. Diese ist im theoretischen Konzept, gegenüber den untersuchten Personen (der Forscher erklärt ihnen den Sinn und Zweck der Untersuchung), in der Erhebungssituation (Flexibilität in der Wahl der Erhebungstechniken und in der Gestaltung der Erhebungssituation) als basale Merkmale qualitativer Sozialforschung zu realisieren. Der wichtigste Aspekt der Offenheit bezieht sich auf die Entwicklung theoretischer Konzepte, weil diese das gesamte Vorgehen präjudizieren.

Theoretische Konzepte und Hypothesen werden nicht aufgrund von wissenschaftlichem und alltagsweltlichem Vorwissen formuliert, sondern durch kontrolliertes Fremdverstehen der von den Untersuchten verwendeten Alltagskonzepte generiert. Gerade deshalb wird das durch qualitative Inhaltsanalyse zu untersuchende und zu interpretierende Material nicht mit dem Material äußerlichen, vom Forscher vorab entwickelten theoretischen Kategorien „traktiert", sondern diese entwickeln sich als Interpretationen aus dem Material. Dadurch soll einerseits der Blick auf den zugrundeliegenden sozialen Sachverhalt vorurteilsfrei ermöglicht und andererseits die theoretischen Überlegungen nicht vorschnell in eine bestimmte Richtung gelenkt werden. Diese Offenheit entspricht der Verwirklichung der ersten Reduktionsstufe der angewandten Phänomenologie (vgl. *Lamnek* 1988, S. 59).

Erst der wissenschaftlich kontrollierte Nachvollzug alltagsweltlicher Konzepte durch ein Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse bringt ein empirisch relevantes wissenschaftliches Konzept, eine Theorie über die soziale Wirklichkeit, hervor.

Um die Offenheit in der Generierung theoretischer Konzepte und Hypothesen zu verwirklichen, muß der Forscher den untersuchten sozialen Einheiten die Gelegenheit geben, sich authentisch, d.h. unbeeinflußt und natürlich, zu äußern, ohne durch den Forscher prädeterminiert zu werden. Natürlich verfügt der Forscher über Vermutungen über die soziale Wirklichkeit, doch dürfen ihn diese Vermutungen nicht blind machen für die realen Verhältnisse. Ob diese authentischen Zusammenhänge der Realität, wie sie sich in den zu analysierenden Kommunikationsinhalten widerspiegeln, je nach soziologisch-theoretischer Orientierung als unbewußte Handlungsmotivation, als manifeste Handlungsorientierung oder als latente Struktur betrachtet wird, entscheidet dabei letztlich die Wahl des anzuwendenden inhaltsanalytischen Verfahrens.

Qualitative Inhaltsanalyse versucht insoweit diese Offenheit zu praktizieren, als eben kein vorab entwickeltes inhaltsanalytisches Schema mit Analyseeinheiten,

-dimensionen und -kategorien auf die zu untersuchenden Kommunikationsinhalte angelegt wird. Vielmehr versucht sie, den Inhalt selbst sprechen zu lassen und aus ihm heraus die Analyse zu entfalten.

5.3.1.2. Kommunikativität

Im qualitativen Paradigma wird postuliert, daß soziale Wirklichkeit durch Interaktion oder Kommunikation entsteht. Man geht davon aus, daß die Alltagshandelnden „von der Struktur und dem Handlungspotential ... (der) Alltags- und Handlungswelt ein manifestes und ein latentes Wissen" (*Soeffner* 1983, S.13) haben, und je nach soziologisch theoretischer Ausrichtung wird das eine oder das andere untersucht. Innerhalb einer alltagsweltlichen Handlungssituation wird dieses gemeinsame Wissen von den Akteuren thematisiert, um sich der gemeinsamen Deutung der Situation zu vergewissern. Diese kommunikative Verständigung über das gemeinsame Wissen ist der Zugang der Wissenschaft zur Handlungssituation. Das Element der kommunikativen Verständigung wird bei der Interpretation von Kommunikationsinhalten durch qualitative Inhaltsanalyse besonders wichtig.

Um die Realität der jeweiligen Situationen zu erfassen, muß auch die empirische Sozialforschung einen kommunikativen Akt initiieren, der der Alltagskommunikation ähnelt, denn „die methodologischen Regeln können nicht losgelöst von den vorgängigen Regeln des alltäglichen Kommunikationsprozesses festgelegt werden" (*Lamnek* 1988, S.41). In der Forschungspraxis treten Probleme auf, denn Handlungssituationen können mit Techniken der empirischen Sozialforschung kaum eingefangen werden: Nur in der Beobachtung werden Handlungen und Kommunikation direkt miteinander erhoben. In allen übrigen Verfahren, dem Interview, der Gruppendiskussion und der biographischen Methode werden nur kommunikative Akte, nicht aber die zugrundeliegenden Handlungsverläufe erfaßt.

Weil dieses Problem nicht zu lösen ist, geht man in der qualitativen Methodologie davon aus, daß die Bedeutungszuschreibungen in einem, die Handlungen begleitenden, kommunikativen Akt, die gleichen sind, wie die, die der Akteur den Handlungen beimißt bzw. die diesen sehr nahe kommen. In vielen Fällen ist es aber nicht einmal möglich, diese kommunikativen Bedeutungszuschreibungen während einer Handlungssituation aufzuzeichnen. So gehen qualitative Forscher davon aus, daß kommunikative Akte die Bedeutungszuweisungen einer Handlungssituation auch dann repräsentieren, wenn nicht gehandelt, sondern retrospektiv oder fiktiv über einen Handlungsverlauf gesprochen wird. Daher reicht es zur Generierung von Wirklichkeit aus, wenn ein kommunikativer Akt über einen vergangenen oder fiktiven Handlungsablauf initiiert wird.

Dieser kommunikative Akt kann sich zwischen Forscher und Untersuchungseinheit (z. B. im qualitativen Interview) oder aber auch ohne Beteiligung des Forschers (z. B. in der unentdeckten Beobachtung), sozusagen unter seinen Augen vollziehen. In diesem kommunikativen Akt wird Wirklichkeit dadurch geschaffen, daß sich die beteiligten Akteure der gemeinsamen Deutung der Situation vergewissern: Sie kommunizieren über die Bedeutung der Handlungssituation. Diese kommunikativen Akte kann der Forscher einfangen und in Form von Protokollen konservieren. Diese Protokolle bilden das Ausgangsmaterial für qualitative inhaltsanalytische Verfahren. Sie bestehen darin, die *Bedeutungszuschreibungen der Akteure aus dem Material herauszufiltern* (vgl. dazu das Merkmal der Interpretativität). Inhaltsanalytische Verfahren müssen daher das Merkmal der Kommunikativität der qualitativen Sozialforschung angemessen berücksichtigen und Aussagen von Interviewpartnern nicht analytisch in Merkmalsausprägungen zergliedern, sondern in ihrer ganzen Komplexität durch abstraktere Variablenkombinationen beschreiben. *Die qualitative Inhaltsanalyse hat daher explikativ, die kommunikativen Inhalte deutend, vorzugehen.*

Wird das empirische Material nicht durch Kommunikation gewonnen, werden auch keine Interpretationen und Deutungen der Alltagsmenschen freigesetzt, die die Wirklichkeit konstituieren. Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, daß die qualitativen inhaltsanalytischen Verfahren nicht die Wirkung des Materials auf einen möglichen Hörer, Leser oder Empfänger untersuchen, sondern auf die durch das Material repräsentierten Bedeutungszuweisungen gerichtet sind.

5.3.1.3. Naturalistizität

Bei dem inhaltsanalytischen Material, das bei den qualitativen Formen zumeist Interviews oder Gruppendiskussionen entstammt, ist darauf zu achten, daß das Prinzip der Natürlichkeit in der Erhebungssituation eingehalten wird. Das Untersuchungsfeld der qualitativen Sozialforschung „ist die natürliche Welt, die mit naturalistischen Methoden erfaßt und beschrieben werden soll" (*Lamnek* 1988, S.41). Der kommunikative Akt, der wissenschaftlich betrachtet wird, sollte möglichst naturalistisch sein. Verfremdende Einflüsse durch eine ungewöhnliche, unnatürliche Kommunikationssituation während der Erhebung führen auch zu verfremdenden und unnatürlichen Interpretationen und Deutungen der untersuchten Personen.

Die Naturalistizität bezieht sich zum einen auf den Handlungsverlauf in der Erhebungssituation. Die Interaktionssituation, die während der Erhebung eingegangen wird, sollte dem Interviewpartner als möglichst alltagsweltlich erscheinen, ohne daß der Forscher oder Interviewer auch in seinem kommunikativen Verhalten als Alltagsmensch aufträte. Wichtig ist, daß der Erhebungsakt sowohl bezüglich des verwendeten Sprachcodes als auch bezüglich der vorgängigen Kommunikationsregeln einer kommunikativen Situation im Alltag möglichst nahe kommt.

Auch die Umgebung in der das Interview durchgeführt wird, sollte möglichst der alltäglichen Umgebung des Interviewpartners entsprechen. Aus der qualitativen Sozialforschung ist das Problem einer nicht-naturalistischen Erhebungssituation nicht verbannt, denn natürlich ist die Interviewsituation auch in der qualitativen Befragung in hohem Maße ungewöhnlich und alltagsweltlicher Kommunikation nur annähernd verwandt: Weder ist es normal, daß ein Beteiligter einer Unterhaltung (hier der Interviewer) über lange Zeit still zuhört und nur ab und zu seine Aufmerksamkeit dokumentiert, noch ist es normal, daß das Gespräch auf Tonband aufgezeichnet wird. Dennoch muß man sagen, daß verfremdende Einflüsse durch

wissenschaftliches Vorgehen aber in weitaus geringerem Maße präsent sind, als das in quantitativen Erhebungssituationen der Fall ist.

Naturalistizität bezieht sich zum anderen aber auch auf den Vorgang der Inhaltsanalyse selbst, also die Interpretation der in möglichst natürlichen Situationen produzierten Kommunikationsinhalte. Nur wenn diese natürlich entstanden sind und durch die Alltäglichkeit der Kommunikation durch die Kommunizierenden quasi „vordefiniert" und „vorinterpretiert" sind, läßt sich eine wissenschaftliche Interpretation vornehmen, die diesen Bedingungen gerecht und damit valide wird.

Bezüglich des Merkmals der Naturalistizität ist für die Inhaltsanalyse festzuhalten, daß das Erhebungsprotokoll die dem Sprecher vertraute alltagsweltliche Sprache enthält. Interpretationen sind immer nur in Kenntnis des verwendeten Sprachcodes vorzunehmen. Insoweit ist Naturalistizität für das Material wie für dessen Auswertung zu fordern.

5.3.1.4. Interpretativität

Da qualitative Inhaltsanalyse in ganz besonderer Weise darauf abstellt, Kommunikationsinhalte deutend zu verstehen und die sie begründenden Strukturen herauszuarbeiten, ist das methodologische Prinzip der Interpretativität eine zentrale und unverzichtbare Forderung. „Die soziale Realität wird als gesellschaftlich, ihr Sinn also durch Interpretation und Bedeutungszuweisung, konstruiert und nicht objektiv vorgegeben aufgefaßt" (*Lamnek* 1988, S.41). Zum Zwecke der Untersuchung dieser Interpretationen und Bedeutungszuweisungen wird eine offene und naturalistisch-kommunikative Situation hergestellt. Der Forscher wendet mit der qualitativen Inhaltsanalyse eine wissenschaftlich modifizierte Form des alltagsweltlichen Fremdverstehens an, um aus der naturalistischen, quasi-alltagsweltlichen Untersuchungssituation Handlungsmuster herauszufiltern. Dieser Vorgang besteht aus zwei Phasen:

(1) Nachvollzug der alltagsweltlichen Deutungen und Bedeutungszuweisungen und
(2) Typisierende Konstruktion eines Musters.

Genau hier setzt die qualitative Inhaltsanalyse an. Qualitativ-inhaltsanalytische Techniken ermöglichen – je nach theoretischer Ausrichtung – die Analyse des manifesten oder latenten Wissens um die Bedeutung einer Handlungssituation. Bei der Inhaltsanalyse handelt es sich um eine Form wissenschaftlich kontrollierten Fremdverstehens.

5.3.1.5. Zusammenfassung

- Verfremdende Einflüsse durch eine ungewöhnliche oder außergewöhnliche Erhebungssituation führen auch zu verfremdeten Befunden. Daher muß das Erhebungsverfahren möglichst naturalistisch und an der Alltagskommunikation orientiert sein.
- Das Merkmal Offenheit bezieht sich auf die erste Phase des Forschungsprozesses, auf das Design und die theoretische Anknüpfung des Forschungsprojektes. Es werden keine Hypothesen mit vorab definierten Variablen formuliert, sondern diese werden erst im Verlauf der Forschung selbst generiert.
- Offenheit bezieht sich aber auch auf die methodischen Wege des Herangehens an das Analysematerial und insbesondere auf die erst aus der Analyse sich entwickelnden Interpretationen.
- Soziale Wirklichkeit wird kommunikativ-situativ hergestellt, also muß auch die Inhaltsanalyse, wenn sie an der sozialen Wirklichkeit interessiert ist, mindestens symbolisch kommunikative Akte mit den Alltagsmenschen eingehen.
- Das Merkmal der Interpretativität bezieht sich entscheidend auf die Auswertungsphase. Die erhobenen Daten werden nicht zur Falsifikation von vorab formulierten Hypothesen verwendet, sondern zur Gewinnung solcher Hypothesen auf der Basis des Materials und auf dem Wege der Interpretation genutzt.

5.3.2. Die Inhaltsanalyse im qualitativen Forschungsprozeß

Die im vorhergehenden Abschnitt referierten Merkmale qualitativer Methodologie kennzeichnen den qualitativen Forschungsprozeß als vom quantitativen gänzlich unterschiedlich. Ohne die Differenzen noch einmal explizit darzustellen, wird im folgenden der Ablauf des qualitativen Forschungsprozesses und die Rolle der Inhaltsanalyse referiert.

Zunächst entwickelt der Forscher aus einer gegebenen Problemstellung eine Forschungsfrage. Gemäß dem Postulat der Offenheit ist diese aber offen und zugänglich für Modifikationen aufgrund empirischer Befunde. Sollte sich die Forschungsfrage im Laufe der Untersuchung als irrelevant herausstellen, kann der Forscher sie jederzeit modifizieren oder revidieren. Aufgrund pragmatischer Erwägungen und vor allem aber am Forschungsinteresse orientiert wird ein theoretisches Sample von Untersuchungseinheiten ausgewählt. Im qualitativen Paradigma sind das meist Personen, die mit kommunikativ-naturalistischen Verfahren auf die Forschungsfrage hin untersucht wurden. Sie können befragt, beobachtet oder zu Gruppendiskussionen animiert worden sein. Bei allen Erhebungsverfahren ist wichtig, daß sie die Überführung authentischer kommunikativer Akte in den wissenschaftlichen Diskurs leisten. Als Ergebnis der Erhebungsphase liegen protokollierte kommunikative Akte (auf Tonband, Video oder Papier) vor, die im Anschluß daran inhaltsanalytisch ausgewertet werden können.

Ziel der Inhaltsanalyse im qualitativen Forschungsprozeß ist – je nach soziologisch-theoretischer Ausrichtung des Forschers – entweder der wissenschaftlich kontrollierte Nachvollzug der alltagsweltlichen Handlungsfiguren (die durch kommunikative Akte repräsentiert werden) und die Systematisierung eines Musters aus diesen Figuren (dies ist die Ausrichtung der strukturellen Beschreibung nach *Hermanns* et al. (1984)), die ausführlicher im Kontext der biographischen Methode (vgl. 7.4.1.) dargestellt wird, oder aber die Analyse latenter Sinnstrukturen, deren Manifestationen alltagsweltliche Handlungsfiguren sind (dies ist die Ausrichtung der objektiven Hermeneutik nach *Oevermann* et al. (1983)).

Aus quantitativer Sicht wird das qualitative inhaltsanalytische Verfahren, wenn es nicht in ein quantitatives Vorgehen eingebunden ist, oft kritisiert. Die stärkste Kritik, die Vertreter der quantitativen Inhaltsanalyse vorbringen, bezieht sich auf die angeblich geringe oder fehlende Wissenschaftlichkeit. Die Wissenschaftlichkeit einer Methode wird an zwei Merkmalen festgemacht, die der qualitativen Inhaltsanalyse abgesprochen werden:

(a) Zum einen behaupten quantitativ vorgehende Forscher, bei der verstärkten theoretischen Absicherung und empirischen Verwendung von qualitativen Verfahren (insbesondere der explikativen, interpretativen Inhaltsanalysen) handele es sich „um einen revisionistischen Rückfall in die Hermeneutik" (*Baacke/Schulze* 1979, S.12). Dies wird forschungslogisch mit dem Falsifikationsprinzip begründet: jeder wissenschaftliche Fortschritt, jede Erkenntnis könne nur durch die Falsifikation einer Hypothese gewonnen werden. Induktives Vorgehen wird abgelehnt, wissenschaftliche Verallgemeinerungen werden als Allsätze verstanden. Induktives Arbeiten biete keinerlei Gewähr, daß die für den Einzelfall gewonnenen Befunde auch für eine größere Gesamtheit gelten.

Von qualitativer Seite wird dem entgegengesetzt, daß qualitativ gewonnene Ergebnisse zwar generalisiert werden, nicht aber – wie in der quantitativen Sozialforschung – durch Verallgemeinerung, sondern durch Typisierung. *Ziel der Typisierung ist die Identifikation eines Sets von sozialen Handlungsmustern in einem Feld.* Dies geschieht erstens mit der Einschränkung eines Verzichts auf die Quantifizierung der Muster (wieviele Personen sich gemäß einem Muster verhalten, ist nicht von Belang) und zweitens eingedenk der Tatsache, daß ein Muster ein wissenschaftliches Konstrukt ist, das in der empirischen Wirklichkeit nicht immer in allen Einzelheiten den Handlungsfiguren entspricht.

(b) Zum anderen wird dem qualitativen inhaltsanalytischen Vorgehen vorgeworfen, es öffne interpretativer Beliebigkeit Tür und Tor, und liefere keinerlei Handhabe, die intersubjektive Überprüfbarkeit der Interpretationsbefunde zu sichern. Diese Beliebigkeit der Deutung komme auch im quasi-literarischen Charakter der Ergebnispräsentationen vieler qualitativer Projekte – besonders in der biographischen Forschung – zum Ausdruck.

Von qualitativer Seite wird dem entgegengesetzt, daß in Forschungsprojekten, insbesondere in der Auswertungs- und Interpretationsphase, immer Forscher*gruppen* tätig sind, die sich gegenseitig kontrollieren. Außerdem wird geltend gemacht, daß jeder Forscher ein mehr oder weniger normal sozialisierter Alltagsmensch ist und daher selbst über die Richtigkeit, Angemessenheit oder Stimmigkeit einer wissenschaftlichen Interpretation entscheiden kann. Es wird also die prinzipielle *erkenntnislogische Ähnlichkeit von alltagsweltlichem Fremdverstehen und wissenschaftlich kontrolliertem Nachvollzug postuliert.* Dies steht in krassem Gegensatz zur Position des quantitativen approachs.

5.3.3. Qualitative inhaltsanalytische Techniken

Im folgenden werden zwei verschiedene qualitative inhaltsanalytische Techniken vorgestellt, die je verschiedene Schwerpunkte bei der Analyse von Kommunikationsinhalten setzen. Eine dritte und vierte Form qualitativer Inhaltsanalyse, die strukturelle Beschreibung nach *Hermanns* et al. (1984) und die strukturale Rekonstruktion nach *Bude* (1984), werden in Abschnitt 7.4.1. und 7.4.2. bei der Biographieforschung referiert werden. Allen qualitativen inhaltsanalytischen Techniken ist gemeinsam, daß sie meist zur Analyse von Interviewtexten eingesetzt werden.

Zu Beginn wird die *qualitative Inhaltsanalyse* nach *Mayring* (1988) beschrieben. Dieses Verfahren untersucht die *manifesten Kommunikationsinhalte*, also Aussagen von Befragten, die diese bewußt und explizit von sich geben.

Als zweite qualitative inhaltsanalytische Technik wird die *objektive Hermeneutik* dargestellt (*Oevermann* et al. 1983). Diese Technik untersucht die objektiven Bedeutungsmöglichkeiten eines kommunikativ vermittelten Interakts. Dabei werden *die manifesten Kommunikationsinhalte als Ausformungen latenter Sinnstrukturen* betrachtet, die es letztlich zu identifizieren gelte. Vor dem Hintergrund dieser objektiven Bedeutung erhält die subjektiv gemeinte Bedeutung Kontur.

Qualitative Inhaltsanalyse wird häufig gleichgesetzt mit der Hermeneutik, wie sie etwa in der Literaturwissenschaft, der Theologie oder der Jurisprudenz gebraucht wird und damit eher intuitiv, weniger systematisch und nachvollziehbar ist, als es die zu behandelnden sozialwissenschaftlichen Formen der Textinterpretation sind. Gleichwohl läßt sich die qualitative Inhaltsanalyse methodologisch von der Hermeneutik her begründen, was hier nicht geschehen soll, weil im Band 1 die Hermeneutik ausführlich dargestellt wurde (vgl. *Lamnek* 1988, S.65 ff). Dort wurde allerdings nur auf die methodologischen Prinzipien und die strukturell angelegten Möglichkeiten des Verstehens mit den allgemeinsten Regeln eingegangen, deren Konkretion nicht vorgenommen. *Danner* (1979) hat die sehr abstrakten Regeln präziser und klarer in „Handlungsanweisungen" umzusetzen versucht. Seine Differenzierung soll deshalb hier zitiert werden:

„(A) Vorbereitende Interpretation:

(1) Im Sinne der *Text- und Quellenkritik* ist zu prüfen, ob der zu interpretierende Text *authentisch* ist. Im Normalfall bedeutet dies, daß der Interpret darauf zu achten hat, ob seine Vorlage eine ‚kritische Textausgabe' ist; und dies ist wiederum nur bei historischen Texten nötig. Denn bei einem zeitgenössischen Text werden wir meist nur darauf zu achten haben, daß wir die jüngste überarbeitete Auflage verwenden.

(2) Der Interpret muß sich über seine eigene *Vormeinung*, die er über den zu interpretierenden Textinhalt besitzt, klar werden; er muß sich sein persönliches *Vorverständnis* und seine *Fragestellung*, mit denen er an den Text herangeht, bewußt machen.

(3) Es gilt, den *allgemeinen Sinn des Textes*, seinen Scopus, seine Kernaussage, festzustellen, damit sich das einzelne von ihm aus aufschließt. Dieser allge-

meine Sinn wird etwa durch einen Hinweis eines Dritten, am besten aber durch ein erstes Durchlesen erschlossen.

(B) Textimmanente Interpretation:

(4) Im Detail wird der Interpret *semantische und syntaktische* Untersuchungen anstellen, also auf Wortbedeutungen und grammatische Zusammenhänge eingehen. Dabei wird er im Sinne des *hermeneutischen Zirkels* zwischen Ganzem und Teil hin- und hergehen; in die Bewegung des hermeneutischen Zirkels müssen auch die eigene Vormeinung und der vorweg angenommene Scopus des Textes aufgenommen, d.h. bewährt oder dem Textsinn entsprechend verändert werden.

(5) Neben den grammatischen sind auch die *Regeln der Logik* anzuwenden, um den Textsinn ganz herzustellen. Dabei kann es technisch hilfreich sein, den Text im groben wie im einzelnen zu gliedern.

(6) Selbst bei Widersprüchen gilt als wichtige hermeneutische Regel, daß der *Autor* für *vernünftig* gehalten wird, daß also eine Unstimmigkeit prinzipiell zunächst zu Lasten des Nicht-Verstehens des Interpreten und nicht zu Lasten des Autors geht. Kann ein Widerspruch trotz intensiver Bemühung nicht aufgelöst werden, so besteht die korrekteste Lösung darin, den Widerspruch als interpretierten festzuhalten: ‚*Ich*' verstehe das so und so.

(C) Koordinierende Interpretation:

(7) Zum Verständnis eines bestimmten Textes kann der *Kontext zum Gesamtwerk* des Autors beitragen, indem andere Werke des Autors herangezogen werden und auch die Stellung des interpretierten Textes im Entwicklungsgang des Autors berücksichtigt wird. Handelt es sich beispielsweise um ein Früh- oder um ein Spätwerk?

(8) Zum völligen Verständnis sind die bewußten und unbewußten *Voraussetzungen des Autors* aufzudecken, sofern das möglich ist. Dazu gehören etwa die politische oder religiöse Einstellung des Autors oder sein Argumentieren mit oder gegen zeitgenössische Schriftsteller.

(9) Besonders im pädagogischen Bereich kann zum besseren Verständnis beitragen, wenn der eruierte Textsinn *übersetzt* wird im Hinblick auf die Welt des Verstehenden, wenn also im Hinblick auf eine konkrete Erziehungssituation *aktualisiert* wird. Die Differenz zwischen der Situation des Autors und der des Interpreten darf dabei jedoch nicht verwischt werden.

(10) Die verstandenen Sinn- und Wirkungszusammenhänge sind als *Hypothesen* zu formulieren und als solche zu deklarieren. Diese Hypothesen müssen sich weiterhin bewähren oder sie müssen korrigiert werden. Die Erfahrung zeigt, daß einmal Verstandenes sich wandeln kann, je länger und intensiver man mit einem Autor und einer bestimmten Sache umgeht" (*Danner* 1979, S.89f).

Da es sich bei der qualitativen Inhaltsanalyse um Textanalyse handelt und hierfür die Hermeneutik die wohl älteste Methode ist, erschien es sinnvoll, sie in differenzierter Weise den neueren Techniken der Inhaltsanalyse vorauszuschicken.

5.3.3.1. Die qualitative Inhaltsanalyse nach *Mayring*

Die qualitative Inhaltsanalyse nach P. *Mayring* (1983, 1985 und 1988) wurde im Rahmen eines größeren Forschungsprojekts an transkribierten Protokollen offener Interviews erarbeitet und in ihrem Ablauf durch eine detaillierte Beschreibung verfestigt.

Beispiel:
„Im Rahmen des DFG-Projekts ‚Kognitive Kontrolle in Krisensituationen: Arbeitslosigkeit bei Lehrern' (vgl. *Ulich/Hauser 1978; Ulich* u.a. 1981; 1982) werden offene Interviews mit arbeitslosen Lehrern durchgeführt. Wie erlebt der einzelne diese Situation, welche Belastungen verspürt er in welchen Bereichen, wie schätzt er seine Situation ein, wie verarbeitet er sie, und welche Bewältigungsversuche unternimmt er? Diese Fragen werden an einer Stichprobe von 75 arbeitslosen Lehrern zu beantworten versucht, die über ein Jahr hinweg jeweils siebenmal interviewt werden" (*Mayring* 1988, S.41).

In einer Art explorativen Phase sichtet der Forscher große Teile des Materials, möglichst ohne sich von theoretischen Vorüberlegungen leiten zu lassen. Diese erste Lektüre verschafft dem Forscher einen Überblick über die Kategorien, mit denen sich die Einzelfälle charakterisieren lassen. Insoweit ist die Inhaltsanalyse nach *Mayring* qualitativ: sie ist offen für empirisch begründete Kategorien.

Weniger qualitativ ist dieses Verfahren, weil die Einzelfälle nicht in ihrer spezifischen Ganzheit durch theoretische Begriffe beschrieben werden, sondern durch zergliedernde Kategorien analytisch gefaßt werden. *Der Einzelfall wird eben doch zu einer Sammlung von Merkmalsausprägungen.*

Für das inhaltsanalytische Vorgehen entwirft *Mayring* ein allgemeines Ablaufmodell. Es besteht aus neun Stufen und wird sukzessive bei jeder Anwendung der Inhaltsanalyse durchlaufen.

Stufe 1: Festlegung des Materials.
„Zunächst muß genau definiert werden, welches Material der Analyse zugrundeliegen soll" (*Mayring* 1988, S.42). Es werden nicht alle Interviewprotokolle komplett inhaltsanalytisch ausgewertet, sondern nur Ausschnitte, die sich auf den Gegenstand der Forschungsfrage beziehen. Es werden nur die Textstellen ausgewählt, in denen sich der Interviewpartner explizit und bewußt zum Gegenstand der Forschungsfrage äußert.

Stufe 2: Analyse der Entstehungssituation.
Auf dieser Stufe der Inhaltsanalyse werden Informationen über den Entstehungszusammenhang des Interviewprotokolls gesammelt und aufgezeichnet. Dazu gehört eine Liste der beim Interview anwesenden Personen, der emotionale, kognitive und Handlungshintergrund des Befragten, der soziokulturelle Rahmen und die Beschreibung der konkreten Erhebungssituation.

Stufe 3: Formale Charakterisierung des Materials.
Es „muß beschrieben werden, in welcher Form das Material vorliegt" (*Mayring* 1988, S.42). Dabei muß insbesondere darauf geachtet werden, auf welche Weise die

akustische Aufzeichnung auf dem Band in ein schriftliches Protokoll umgewandelt wird. Neben der rein sprachlichen Wiedergabe können auch Betonungen, Pausen, Sprechgeschwindigkeit und Stimmlage transkribiert werden.

Stufe 4: Richtung der Analyse.
Wenn man das zugrundeliegende Material in den ersten drei Stufen beschrieben hat, „so ist der nächste Schritt, sich zu fragen, was man eigentlich daraus herausinterpretieren möchte" (*Mayring* 1988, S.45). Man kann die Analyse sowohl auf den Gegenstand des Protokolls richten (auf das Thema), als auch auf emotionale oder kognitive Befindlichkeiten des Kommunikators, auf die durch den Text repräsentierten Handlungen aber auch auf die Wirkungen der Äußerungen auf einen potentiellen, zur Zielgruppe gehörenden Rezipienten. In der qualitativen Sozialforschung besteht die Richtung der Analyse darin, „durch den Text Aussagen über den emotionalen, kognitiven und Handlungshintergrund der Kommunikatoren zu machen" (*Mayring* 1988, S.47).

Stufe 5: Theoriegeleitete Differenzierung der Fragestellung.
Die theoriegeleitete Differenzierung der Fragestellung „bedeutet ..., daß die Fragestellung der Analyse vorab genau geklärt sein muß, theoretisch an die bisherige Forschung über den Gegenstand angebunden und in aller Regel in Unterfragestellungen differenziert werden muß" (*Mayring* 1988, S.47).

Dies scheint auf den ersten Blick dem Merkmal der Offenheit in der qualitativen Methodologie zu widersprechen. Gemäß den Implikationen dieses Paradigmas sollen theoretische Aussagen erst im Wege der Forschung selbst gewonnen werden (vgl. *Kleining* 1982). Doch bezieht sich das Verbot der prädeterminierten theoretischen Aussagen auf Hypothesen über Zusammenhänge in der empirischen Wirklichkeit, nicht aber auf die Formulierung der Forschungsfrage. Denn auch qualitative Forscher stehen in einem theoretischen Kontext und orientieren ihre Frage am Stand der Diskussion. Daher bleibt das Kriterium der Offenheit gewahrt.

Stufe 6: Bestimmung der Analysetechnik.
In diesem Stadium inhaltsanalytischen Vorgehens wird die Entscheidung über das zu verwendende interpretative Verfahren getroffen. *Mayring* unterscheidet drei grundlegende Typen inhaltsanalytischen Vorgehens: *Zusammenfassung*, *Explikation* und *Strukturierung* (alle drei Verfahren werden in der Stufe 8 näher behandelt).

Stufe 7: Definition der Analyseeinheit.
In dieser Phase der Inhaltsanalyse werden entsprechend dem ausgewählten Verfahren die Textteile eines Interviewprotokolls bestimmt, die ausgewertet werden sollen. Außerdem wird festgelegt, wie ein Textstück, eine Phrase, beschaffen sein muß, damit sie als Ausprägung für eine Kategorie genommen werden kann. Kategorien sind Merkmale des Textes, die der Forscher durch Lektüre der Interviewprotokolle ermittelt hat, um den Text beschreiben zu können.

Stufe 8: Analyse des Materials.
Die drei grundlegenden qualitativen inhaltsanalytischen Analyseverfahren sollen im folgenden jeweils kurz geschildert werden: (a) die Zusammenfassung, (b) die Explikation und (c) die Strukturierung.

(a) *Die Zusammenfassung*
„Ziel der Analyse ist es, das Material so zu reduzieren, daß die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, durch Abstraktion einen überschaubaren Corpus zu schaffen, der immer noch Abbild des Grundmaterials ist" (*Mayring* 1988, S. 53). In diesem Verfahren werden durch Auslassungen, Generalisierungen, Konstruktionen, Integrationen, Selektionen und Bündelungen abstrakte Aussagen gewonnen, die das ursprüngliche Material paraphrasieren. Diese abstrakten Paraphrasen werden unter Kategorien subsumiert und schließlich zur Kennzeichnung und Beschreibung des Einzelfalls herangezogen.

Die Zusammenfassung erfolgt dabei nach folgenden Interpretationsregeln:
Z1: *Paraphrasierung*
Z1.1 Streiche alle nicht (oder wenig) inhaltstragenden Textbestandteile wie ausschmückende, wiederholende, verdeutlichende Wendungen!
Z1.2 Übersetze die inhaltstragenden Textstellen auf eine einheitliche Sprachebene!
Z1.3 Transformiere sie auf eine grammatikalische Kurzform!

Z2: *Generalisierung auf das Abstraktionsniveau*
Z2.1 Generalisiere die Gegenstände der Paraphrasen auf die definierte Abstraktionsebene, so daß die alten Gegenstände in den neu formulierten impliziert sind!
Z2.2 Generalisiere die Satzaussagen (Prädikate) auf die gleiche Weise!
Z2.3 Belasse die Paraphrasen, die über dem angestrebten Abstraktionsniveau liegen!
Z2.4 Nimm theoretische Vorannahmen bei Zweifelsfällen zuhilfe!

Z3: *Erste Reduktion*
Z3.1 Streiche bedeutungsgleiche Paraphrasen innerhalb der Auswertungseinheiten!
Z3.2 Streiche Paraphrasen, die auf dem neuen Abstraktionsniveau nicht als wesentlich inhaltstragend erachtet werden!
Z3.3 Übernehme die Paraphrasen, die weiterhin als zentral inhaltstragend erachtet werden (Selektion)!
Z3.4 Nimm theoretische Vorannahmen bei Zweifelsfällen zuhilfe!

Z4: *Zweite Reduktion*
Z4.1 Fasse Paraphrasen mit gleichem (ähnlichem) Gegenstand und ähnlicher Aussage zu einer Paraphrase (Bündelung) zusammen!
Z4.2 Fasse Paraphrasen mit mehreren Aussagen zu einem Gegenstand zusammen (Konstruktion/Integration)!

Z4.3 Fasse Paraphrasen mit gleichem (ähnlichem) Gegenstand und verschiedener Aussage zu einer Paraphrase zusammen (Konstruktion/Integration)!
Z4.4 Nimm theoretische Vorannahmen bei Zweifelsfällen zuhilfe!" (*Mayring* 1988, S. 57).

Beispiel:

Fall	S.	Nr.	Paraphrase	Generalisierung	Reduktion
A	104	1	Keine psychische Belastung durch Praxisschock gehabt	Kein Praxisschock	K1 Praxis nicht als Schock, sondern als großen Spaß erlebt wegen – vorheriger Lehrerfahrung; – Landschule ohne Disziplinschwierigkeiten; – keine unrealistischen Erwartungen gehabt; – gute Beziehung zu Schülern gehabt
A	104	2	Im Gegenteil, ganz begierig auf Praxis gewesen	Eher auf Praxis gefreut	
A	104	3	Uni = reines Fachstudium, hat mit Lehren wenig zu tun	An Uni wird keine Lehrerfahrung vermittelt	
A	104	4	Konnte aber schon vorher Praxiserfahrungen sammeln	Schon vorher Lehrerfahrung	
A	104	5	Praxis hat großen Spaß gemacht	Praxis hat Spaß gemacht	
A	104	6	War stofflich einfach und faszinierend für die Schüler	Gut vermittelbar Stoff als Bedingung	K 2 Ohne diese Bedingungen Praxisschock schon denkbar
A	104	7	Darauf gewartet, endlich zu unterrichten	Auf Praxis gefreut	
A	104	8	Es gibt schon Enttäuschungen, daß die Schüler nicht so sind, wie man meint	Schon auch Enttäuschungen	
A	104	9	Praxisschock war es bestimmt nicht	Kein Praxisschock	
A	104	10	Arbeitsbelastung nicht so groß (höchstens in Zweigschule)	Wenig Arbeitsbelastung	
A	105	11	Frustriertheit des Lehrers in Großstadtschule mit Disziplinschwierigkeiten der Schüler denkbar	Frustriertheit des Lehrers in Großstädten denkbar	
A	105	12	Eigene Arbeit (Landschule) durch Spaß entschädigt	Spaß an der Arbeit gehabt	
A	105	13	Schüler mögen mich dort immer noch	Gute Beziehung zu Schülern gehabt	
A	105	14	Bin zu realistisch, als daß ich *mir* falsche Vorstellungen gemacht hätte	Keine unrealistischen Erwartungen gehabt	
A	105	15	Erzieherische Arbeit ist sowieso bei 35 Schülern und Stoffülle sehr gering anzusetzen	Erzieherische Arbeit nur gering ansetzbar	

(entnommen aus: *Mayring* 1988, S. 59)

Nachdem durch die „Reduktion" in der Tabelle das umfangreiche Material *fallbezogen* verringert wurde, folgt im nächsten Schritt der Versuch der *fallübergreifenden Generalisierung als weitere Reduktionsstufe*.

(b) *Die Explikation als Kontextanalyse*
„Zu einzelnen interpretationsbedürftigen Textstellen wird zusätzliches Material herangezogen, um diese zu erklären, verständlich zu machen, zu erläutern, zu explizieren" (*Mayring* 1988, S.68). Grundlage für jede Explikation ist hier die lexikalisch-grammatikalische Definition unverständlicher Passagen, d.h., die Explikation dient der Erläuterung von Textstellen, in denen sich der Interviewpartner für den Forscher unverständlich ausgedrückt hat (ungebräuchliche Vokabel oder mehrdeutiger Satzbau). Latente Kommunikationsinhalte, die auf Handlungsorientierungen deuten könnten, werden nicht expliziert. Auch Besonderheiten im Sprachcode, sowie (sub-)kulturelle Bedeutungsspezifika werden nicht erläutert.
Im Wege der Explikation kann aus zwei verschiedenen Quellen Material an die unverständliche Textstelle herangetragen werden: aus anderen Textstellen des vorliegenden Interviewprotokolls als *enge Explikation* oder aber darüberhinaus auch aus den in Stufe zwei protokollierten Informationen über den Interviewpartner und die Erhebungssituation als *weite Explikation*. Enge und weite Explikation heißen bei *Mayring* „enge und weite Kontextanalyse" (1988, S. 54).

Die Interpretationsregeln für die explikative Analyse werden so beschrieben:
„E1: *Lexikalisch-grammatikalische Definition*
E1.1 Bestimme die vom sprachlichen und soziokulturellen Hintergrund relevanten Lexika und Grammatiken!
E1.2 Analysiere danach die Textstelle auf ihre grammatikalische und lexikalische Bedeutung!
E1.3 Überprüfe, ob die Textstelle dadurch bereits hinreichend erklärt ist.

E2: *Bestimmung des Explikationsmaterials*
E2.1 Beginne beim engsten Textkonzept, d.h. beim direkten Umfeld der zu explizierenden Stelle im Text!
E2.2 Schreite zu immer weiterem Kontext fort, wenn die Überprüfung der Explikation nicht befriedigend war!

E3: *Enge Kontextanalyse*
E3.1 Sammle alle Aussagen, die in einer direkten Beziehung zur fraglichen Stelle im direkten Textkontext stehen, d.h. die sich
- definierend, erklärend,
- ausschmückend, beschreibend,
- beispielgebend, Einzelheiten ausführend,
- korrigierend, modifizierend,
- antithetisch, das Gegenteil beschreibend

zur Textstelle verhalten!
E3.2 Überprüfe, ob die zu erklärende Textstelle im Text noch in gleicher oder ähnlicher Form auftaucht und untersuche den dortigen engen Textkontext!

E4: *Weite Kontextanalyse*
E4.1 Überprüfe, ob zum Verfasser der Textstelle weiteres explizierendes Material zugänglich ist!
E4.2 Ziehe Material über die Entstehungssituation des Textes zur Erklärung heran!
E4.3 Überprüfe, ob aus dem theoretischen Vorverständnis explizierendes Material abgeleitet werden kann!

E4.4 Überprüfe, ob aufgrund des eigenen allgemeinen Verstehenshintergrundes weiteres Material heranzuziehen ist!
E4.5 Begründe die Relevanz, den Bezug des gesammelten Materials zur fraglichen Textstelle!

E5: *Explizierende Paraphrase*
E5.1 Fasse das zur Explikation gesammelte Material zusammen (vgl. Zusammenfassung) und formuliere daraus eine Paraphrase für die fragliche Textstelle!
E5.2 Bei widersprüchlichem Material formuliere mehrere alternative Paraphrasen!

E6: *Überprüfung der Explikation*
E6.1 Füge die explizierende Paraphrase anstatt der fraglichen Stelle in das Material ein!
E6.2 Überprüfe, ob im Gesamtzusammenhang des Materials die Textstelle ausreichend sinnvoll ist!
E6.3 Wenn die Explikation nicht ausreichend erscheint, bestimme neues Explikationsmaterial und durchlaufe die Analyse aufs neue (ab 3. Schritt)!" (*Mayring* 1988, S. 72)

Als Beispiel greifen wir auf *Mayring* (1988, S. 73ff) zurück:

Beispiel:
„In unserem Beispielmaterial ist eine Stelle, die bereits bei der Zusammenfassung ziemlich unklar erschien. Da berichtet Fall C ..., er sei kein *Conferencier-Typ* und hätte es deshalb irgendwie schwerer in der Referendarzeit gehabt. ...

1. Schritt:
Die zu explizierende Textstelle ist klar bezeichnet: es handelt sich um den Begriff ‚Conferencier-Typ'. ...

2. Schritt:
Zur Bestimmung der lexikalischen Bedeutung sind als relevante Nachschlagewerke moderne Lexika des Hochdeutschen heranzuziehen. Unter dem Stichwort ‚conferencier' ist dabei zu finden:

„Ansager auf der Kleinkunstbühne" (dtv-Lexikon, Bd. 3, 1966, S. 168)

„(witzig unterhaltender) Ansager in Kabarett, Variété, bei öffentlichen und privaten Veranstaltungen" (Meyers Großes Taschenlexikon, Bd. 5, 1981, S. 5)

Diese Bestimmung hilft jedoch nicht sehr viel weiter, den Begriff im Materialzusammenhang zu verstehen.

3. Schritt/4. Schritt:
Bei der Bestimmung des zulässigen Explikationsmaterials kann zunächst im direkten Textkontext angesetzt werden. Die Phrase, innerhalb derer der Begriff gebraucht wurde, ist:

„Es ist, glaube ich, auch sehr wichtig, gerade beim Sport, da bin ich also nicht der Typ; je – möchte nicht sagen: extravertiert – je temperamentvoller einer einfach vom Typ her ist, wenn er spricht oder wenn er lebendig mit Erwachsenen umgeht oder ständig neue Ideen auf Lager hat, oder auch mal Kritik am Seminarlehrer vielleicht bringt, aber sofort in ein Bonmot gekleidet, also *Conferencier*-Typ mehr ..."

Die Beschreibungsmerkmale, die hier genannt werden, sind:
- extravertiert (?);
- temperamentvoll, wenn er spricht;
- lebendiges Wesen mit Erwachsenen;
- ständig neue Ideen auf Lager;
- Kritik am Seminarlehrer, in Bonmots gekleidet, bringend.

Man könnte also sagen, ein Conferencier-Typ ist ein *extravertierter*, *temperamentvoller*, *spritziger* Mensch.
Noch eine zweite Textstelle scheint sich auf diesen Begriff zu beziehen, die im Protokoll kurz vorher steht: ...
Die nachfolgenden Äußerungen dieser zweiten Textstelle gehen alle in Richtung eines *selbstüberzeugten* Menschen.
5. Schritt:
Faßt man nun diese Beschreibungsmerkmale zu einer explizierenden Paraphrase zusammen, so ergeben sich zum einen die Merkmale:
- extravertiert
- temperamentvoll
- spritzig
- selbstüberzeugt

zum anderen das Merkmal des ‚Spielens' (aus der zweiten, hier nicht wiedergegebenen Textstelle; S.L.). Man kann also formulieren, ein Conferencier-Typ ist jemand,

der die Rolle eines extravertierten, temperamentvollen, spritzigen und selbstüberzeugten Menschen spielt.

6. Schritt:
Zur Überprüfung dieser Explikation muß die Paraphrase in den Materialzusammenhang gestellt werden. Dieser Zusammenhang findet sich kurz vor der ersten zitierten Stelle ... und kurz nach der zweiten Stelle ...
- Dem Conferencier-Typ machen die Belastungen durch den Anpassungsdruck und Erschütterung des Selbstvertrauens weniger aus.
- Der C-Typ kommt bei Seminarprüfern mehr an.
- C-Typ zu sein, ist Mentalitätssache.
- Es ist ungerecht, eine solche Mentalität mitzubeurteilen, als Gradmesser für die Beurteilung der pädagogischen Fähigkeiten zu machen.

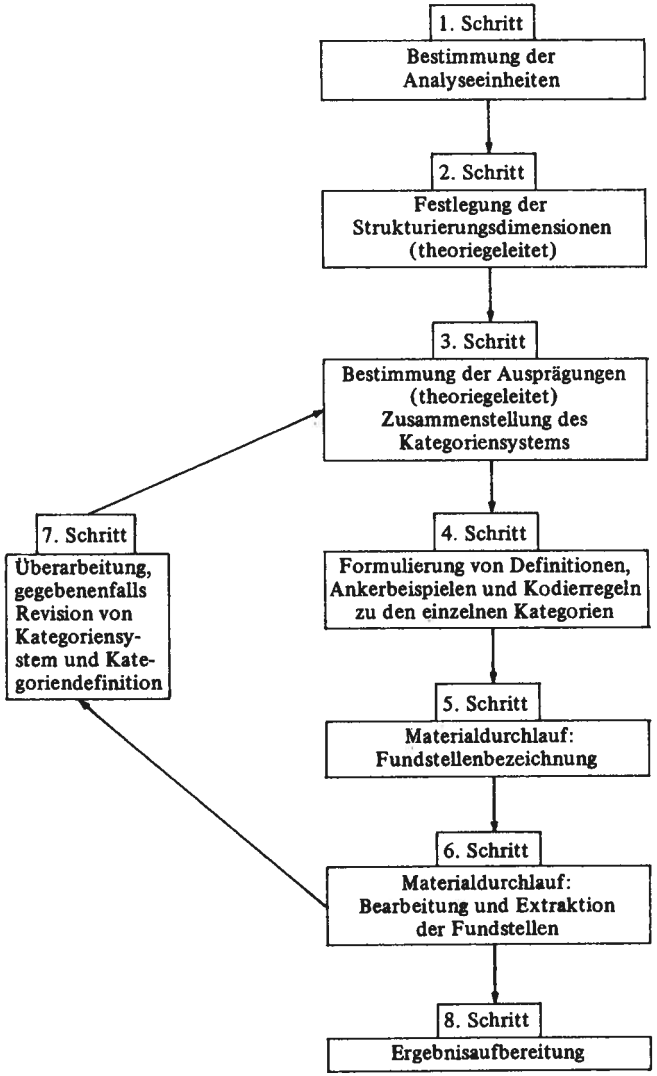
Setzt man in diese Äußerungen die im 5. Schritt formulierte Paraphrase ein, so ergibt sich nun eine klar verständliche Aussage, ein eindeutiger Sinn" (*Mayring* 1988, S. 73 ff.).

(c) *Die Strukturierung*

„Diese wohl zentralste inhaltsanalytische Technik hat zum Ziel, eine bestimmte Struktur aus dem Material herauszufiltern" (*Mayring* 1988, S. 75), „unter vorher festgelegten Ordnungskriterien einen Querschnitt durch das Material zu legen oder das Material aufgrund bestimmter Kriterien einzuschätzen" (*Mayring* 1988, S. 53). Diese Struktur besteht aus bestimmten Konstellationen verschiedener Kategorien, die differenzierbar sind: „Nach formalen Strukturierungsgesichtspunkten kann eine innere Struktur herausgefiltert werden (*formale Strukturierung*); es kann Material zu bestimmten Inhaltsbereichen extrahiert und zusammengefaßt werden (*inhaltliche Strukturierung*); man kann auf einer Typisierungsdimension nach einzelnen markanten Ausprägungen im Material suchen und diese genauer beschreiben (*typisierende Strukturierung*); schließlich kann das Material nach Dimensionen in Skalenform eingeschätzt werden (*skalierende Strukturierung*)" (*Mayring* 1988, S. 53f).

Auf die Wiedergabe der Ablaufmodelle für die einzelnen Formen der Strukturierung (formale, inhaltliche, typisierende, skalierende) wird verzichtet, um die Darstellung der qualitativen Inhaltsanalyse nicht aufzublähen, zumal das nachfolgende Ablaufmodell als allgemeines hinreichend leicht übertragbar erscheint:

Abbildung 5: Ablaufmodell strukturierender Inhaltsanalyse (allgemein)



(entnommen aus: *Mayring* 1988, S. 77)

Auch in diesem Ablaufmodell wird eine gewisse Orientierung am quantitativen Paradigma deutlich.

Für die strukturierende Auswertung werden folgende „Regeln" angegeben:

„1) *Definition der Kategorien*
Es wird genau definiert, welche Textbestandteile unter eine Kategorie fallen.

2) *Ankerbeipiele*
Es werden konkrete Textstellen angeführt, die unter eine Kategorie fallen und als Beispiel für diese Kategorie gelten sollen.

3) *Kodierregeln*
Es werden dort, wo Abgrenzungsprobleme zwischen Kategorien bestehen, Regeln formuliert, um eindeutige Zuordnungen zu ermöglichen" (*Mayring* 1988, S. 75).

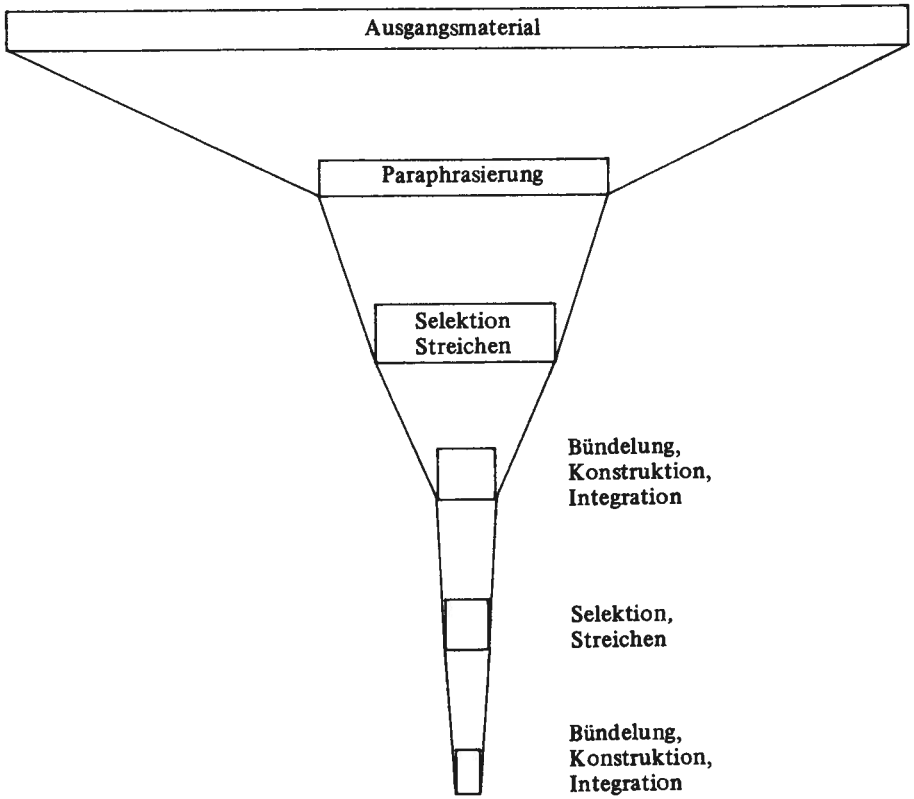
Mit einem sehr einleuchtenden Beispiel erläutert *Mayring* die drei Grundformen des Interpretierens, die „auch dem Alltagsverständnis davon entsprechen, welche grundsätzlichen Wege man einschlagen kann, um ein zunächst unbekanntes (sprachliches) Material zu analysieren. Dazu möchte ich ein kleines Gedankenexperiment anstellen:
Man stelle sich vor, auf einer Wanderung plötzlich vor einem gigantischen Felsbrocken (vielleicht ein Meteorit?) zu stehen. Ich möchte wissen, was ich da vor mir habe. Wie kann ich dabei vorgehen?
Zunächst würde ich zurücktreten, auf eine nahe Anhöhe steigen, von wo ich einen Überblick über den Felsbrocken bekomme. Aus der Entfernung sehe ich zwar nicht mehr die Details, aber ich habe das ‚Ding' als Ganzes in groben Umrissen im Blickfeld, praktisch in einer verkleinerten Form (*Zusammenfassung*).
Dann würde ich wieder herantreten und mir bestimmte besonders interessant erscheinende Stücke genauer ansehen. Ich würde mir einzelne Teile herausbrechen und untersuchen (*Explikation*).
Schließlich würde ich versuchen, den Felsbrocken aufzubrechen, um einen Eindruck von seiner inneren Struktur zu bekommen. Ich würde versuchen, einzelne Bestandteile zu erkennen, den Brocken zu vermessen, seine Größe, seine Härte, sein Gewicht durch verschiedene Meßoperationen festzustellen (*Strukturierung*)" (*Mayring* 1988, S. 53).

Stufe 9: Die Interpretation.

Auf dieser Stufe der Inhaltsanalyse „werden die Ergebnisse in Richtung der Hauptfragestellung interpretiert" (*Mayring* 1988, S.48). Der Forscher soll die individuellen Darstellungen der Einzelfälle fallübergreifend generalisieren und so zu einer Gesamtdarstellung typischer Fälle anhand der Kategorien gelangen.

Insgesamt kann man dieses inhaltsanalytische Verfahren nur als beschränkt den, aus den Implikationen des interpretativen Paradigmas abgeleiteten, Merkmalen qualitativer Sozialforschung entsprechend betrachten. Dies vor allem aus folgendem Grund: Die individuelle Handlungsfigur wird nicht in ihrer spezifischen Ganzheit und singulären Komplexität wissenschaftlich kontrolliert nachvollzogen, sondern durch analytische Kategorien unter verschiedenen Gesichtspunkten skaliert. Weitere Belege liefert *Mayring* selbst, wenn er sein Vorgehen in Tabellenform darstellt. Dabei wird deutlich, daß seine Analyse eine reduktive und keineswegs explikative ist, wenn der erste Schritt, die Zusammenfassung graphisch dargestellt und formuliert wird: „Damit ist der Zweck der zusammenfassenden qualitativen Inhaltsanalyse erreicht, eine große Materialmenge auf ein überschaubares Maß zu kürzen und die wesentlichen Inhalte zu erhalten. Dieser Reduktionsprozeß läßt sich auch quantitativ darstellen; die Breite der Balken soll den Materialumfang bezeichnen" (*Mayring* 1988, S. 68).

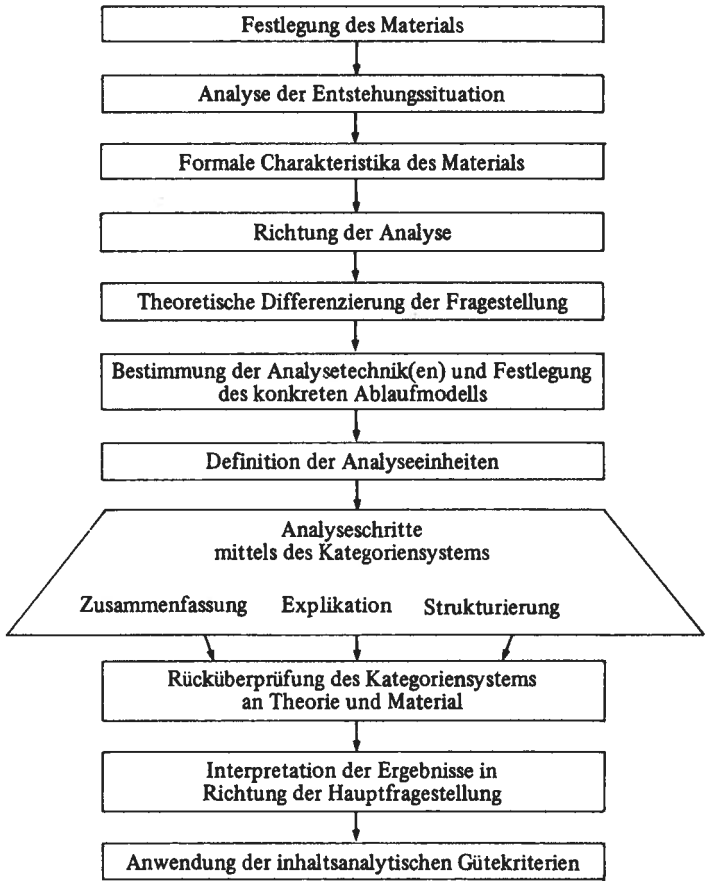
Abbildung 6: Materialreduzierung durch die Zusammenfassung



(entnommen aus: *Mayring* 1988, S. 68)

Eine deutliche Orientierung an der quantitativen Form der Inhaltsanalyse ist aber nicht nur bei der Zusammenfassung im Rahmen der Stufe der Analyse festzustellen, sondern auch dann, wenn man das Gesamtmodell abschließend und im Rückblick betrachtet: Zwar wird nicht im eigentlichen Sinne quantifiziert, doch ist in Ablauf und Systematik der Versuch erkennbar, der Methodologie quantitativer Forschung nachzueifern. Gleichwohl ist seine Methode begründet als qualitative zu bezeichnen, weil sie in den Grundlagen dominant an diesem Paradigma orientiert ist.

Abbildung 7: Allgemeines inhaltsanalytisches Ablaufmodell



(entnommen aus: *Mayring* 1988, S. 49)

Das diese Form der Inhaltsanalyse eine reduktive ist, zeigt sich bei der Festlegung der *Analyseeinheiten:*

„– Die *Kodiereinheit* legt fest, welches der kleinste Materialbestandteil ist, der ausgewertet werden darf, was der minimale Textteil ist, der unter eine Kategorie fallen kann.
– *Die Kontexteinheit* legt den größten Textbestandteil fest, der unter eine Kategorie fallen kann.
– Die *Auswertungseinheit* legt fest, welche Textteile jeweils nacheinander ausgewertet werden" (*Mayring* 1988, S. 48).

Die eher reduktive, qualitative Inhaltsanalyse nach *Mayring* (1988) läßt sich mit folgenden Schlagworten beschreiben:

- In einer Art explorativen Phase sichtet der Forscher das vorliegende Material und legt danach ein *System von Kategorien* fest, auf die hin das Material untersucht werden soll.
- Als Ausprägungen dieser Kategorien werden Aussagen der befragten Personen aus dem Protokoll durch die interpretativen Techniken *Zusammenfassung, Explikation* und *Strukturierung* herausgearbeitet und den Kategorien zugeordnet.
- Zur Charakterisierung des Einzelfalls dient eine *spezifische Merkmalskombination.*
- Schließlich werden die individuellen Einzelfalldarstellungen *fallübergreifend generalisiert.*

5.3.3.2. Die objektive Hermeneutik

Das Verfahren der objektiven Hermeneutik wurde von U. *Oevermann* und Mitarbeitern ursprünglich im Rahmen familientherapeutischer und sozialisationssoziologischer Untersuchungen entwickelt (*Oevermann* et al. 1979). Gerade die sozialisationssoziologische Orientierung hat eine starke Affinität zur biographischen Perspektive. Die primäre, familiale Sozialisation wird auch in der Biographieforschung in das Interessensfeld gerückt, weshalb auch dort die objektive Hermeneutik praktiziert werden kann. Im Rahmen der familiensoziologischen Studien diente die objektive Hermeneutik zur Auswertung transkribierter Interviews, die mit Angehörigen therapeutisch behandelter Familien geführt wurden. In den letzten Jahren wurde dieses Verfahren aber auch in andere Bindestrich-Soziologien transferiert und auf deren Gegenstände angewendet.

Parallel zu dieser Ausweitung wurde auch das Anwendungsfeld der objektiven Hermeneutik ausgedehnt. Nicht mehr nur transkribierte Interviewprotokolle, sondern auch Kontaktanzeigen (*Nagler/Reichertz* 1986) und Sequenzen aus Fernsehfilmen (*Lenssen/Aufenanger* 1986) werden objektiv hermeneutisch ausgewertet.

Ganz allgemein gilt, daß „in welchem Medium und in welcher technischen Form auch immer protokollierte Interaktionen ... den eigentlichen Gegenstand der Interpretation darstellen" (*Oevermann* et al. 1983, S. 95). Hauptgegenstand der objektiven Hermeneutik bleibt aber, wie für alle inhaltsanalytischen Verfahren, der Text, die verschriftete Form sprachlicher Kommunikation, die ihrerseits alltagsweltliche Interaktionsfiguren repräsentiert. Eine interessante, quantifizierende Variante der objektiven Hermeneutik ist jüngst von *Mathes* (1988) vorgestellt worden.

Die objektive Hermeneutik ist aber nicht nur ein Verfahren zur inhaltsanalytischen Auswertung. Vielmehr handelt es sich um ein *komplettes Forschungsdesign, das sowohl Anweisungen über die Auswahl der Untersuchungseinheiten, über die Art der Erhebung und die Charakteristika der Interpreten umfaßt.* Die von den Interpreten sequentiell durchgeführte Feinanalyse stellt das eigentliche inhaltsanalytische Verfahren der objektiven Hermeneutik dar.

Ziel des inhaltsanalytischen Verfahrens der objektiven Hermeneutik ist die Herausarbeitung der hinter den Einzelhandlungen liegenden *latenten Sinnstrukturen*, die auch als *objektive Bedeutungsmöglichkeiten* bezeichnet werden. Diesen latenten Sinnstrukturen wird eine eigenständige Realität zugestanden, „unabhängig davon, ob sie von den an der Interaktion beteiligten Subjekten intentional realisiert wurde oder nicht" (*Oevermann* et al. 1983, S. 98). *Individuelle Handlungsfiguren sind Ausformungen latenter, objektiver Sinnstrukturen.* Weder die tatsächlichen Bedeutungszuweisungen der interagierenden Subjekte, noch die unter strategischen Gesichtspunkten abgesetzten Bedeutungszuweisungen, sollen analysiert werden, sondern die in der gegebenen Gesellschaft vorhandenen, gängigen und daher objektiven Deutungsmöglichkeiten einer Interaktion. Erst nach der Explikation unmittelbar einsichtiger Präsuppositionen und aller noch so unwahrscheinlicher Deutungsmöglichkeiten eines Interaktes der untersuchten Person, wird iterativ und rekursiv, die wahrscheinlichste Version herausgearbeitet. Diese ist aber wiederum nicht mit der tatsächlichen Bedeutungszuschreibung des interagierenden Subjekts zu verwechseln.

Hier zeigt sich der ursprüngliche Entstehungszusammenhang der objektiven Hermeneutik: Aus der Differenz der herausgearbeiteten wahrscheinlichsten latenten Sinnstruktur zu den tatsächlichen Bedeutungszuweisungen sollen familienspezifische Fehlentwicklungen in der primären Sozialisation nachgewiesen werden. „Der Fall bekommt somit auf einer Kontrastfolie Kontur" (*Heinze* 1987, S. 78).

Die objektive Hermeneutik macht Aussagen über die objektive, gesellschaftlich gängige Deutungsmöglichkeit einer Situation und deren subjektive Deutung. Bei der Distribution der objektiven Hermeneutik in die Bindestrich-Disziplinen der Sozialwissenschaft ist das kontrastierende Vorgehen immer weiter in den Hintergrund getreten. Bei der Analyse von Kontaktanzeigen (*Nagler/Reichertz* 1986) und Filmausschnitten (*Lenssen/Aufenanger* 1986) werden oft nur die latenten Sinnstrukturen expliziert, also die Regeln genannt, die in den subjektiven Handlungsfiguren ausgeformt werden. Es soll nachdrücklich betont werden, „daß es sich nicht um Aussagen über die psychische Realität des Falles handelt, sondern um die

gedankenexperimentelle Auslegung von Sinnstrukturen, die das beobachtbare Handeln des Falls unter Heranziehung unproblematischer Daten über den Kontext dieses Handelns pragmatisch sinnvoll erscheinen" (*Oevermann* zitiert nach *Heinze* 1987, S. 89) lassen.

Die Suche nach objektiven Bedeutungsmöglichkeiten und die Herausfilterung der wahrscheinlichsten Version darf nach *Oevermann* kein einzelner vornehmen. Vielmehr sind dazu mehrere, einander kontrollierende und inspirierende Forscher notwendig. „Die Arbeit in einer Gruppe ist ... sehr wichtig, um zu einer möglichst umfangreichen Sammlung möglicher Lesarten zu kommen" (*Heinze* 1987, S. 77). Wichtig ist, daß die Forscher dieser Gruppe ihre Positionen nicht durch Kompromisse in der Art des arithmetischen Mittels ausgleichen, sondern „geradezu streitsüchtig ihre Interpretationen möglichst lange mit Argumenten gegen Einwände" aufrechterhalten, „damit diese, wenn sie scheitern, möglichst informationsreich scheitern" (*Oevermann* et al. 1983, S. 110).

Außerdem fordert *Oevermann*, „daß nicht Subjekte, deren Sozialisationsprozeß noch nicht abgeschlossen ist, die Last der Interpretation von Interaktionstexten übernehmen" (*Oevermann* et al. 1983, S. 109). Diesen Personen steht, ebenso wie ausgeprägt neurotischen Interpreten nicht das vollständige Set an latenten Sinnstrukturen der Gesellschaft, in der sie leben, zur Verfügung.

Die drei wichtigsten Strategien, im Sinne der objektiven Hermeneutik zu verfahren, sind:

1. Die *Feinanalyse* als die am besten ausformulierte Variante, die vor der Inhaltsanalyse den äußeren Kontext und die Art des Interaktionstyps interpretiert und bei der Textanalyse berücksichtigt (vgl. *Oevermann et al.* 1983).
2. Die *Sequenzanalyse*, die Schritt für Schritt jeden Interaktionsbeitrag analysiert, ohne den inneren oder äußeren Kontext der Äußerungen zu berücksichtigen (vgl. *Nagler/Reichertz* 1986).
3. Die *Strukturanalyse,* in der vor der Inhaltsanalyse die verfügbaren, objektiven Sozialdaten aller an der Interaktion Beteiligten vor dem Interaktionsinhalt interpretiert werden. Dabei wird zwischen „Lebensverlauf" und dessen subjektiver Schilderung durch die Interviewten differenziert. Am Anfang einer Strukturanalyse steht nicht – wie etwa bei der Sequenzanalyse – die Interpretation des Gesprächsbeginns beim ersten Interview, sondern die Analyse des zeitlich frühesten, vom Interviewten berichteten Handlungsereignisses (vgl. *Schneider* 1988).

Während Sequenz- und Strukturanalyse in unterschiedlicher Weise den chronologischen Aspekt eines Textes berücksichtigen, stellt die *Feinanalyse* das eigentlich inhaltsanalytische Vorgehen im Rahmen der objektiven Hermeneutik dar, bei dem verschriftete Interaktionsprotokolle interpretiert werden. Wie bei allen Interpretationsverfahren besteht der erste Teil der Feinanalyse darin, die jeweils für einen Fall zutreffende Kommunikations- bzw. Handlungsfigur zu rekonstruieren. Dies

erfährt in der Fallrekonstruktion in der objektiven Hermeneutik eine besondere Wendung: Nicht die tatsächlichen, subjektiv gemeinten Deutungen einer Handlungsfigur werden rekonstruiert, sondern die wahrscheinlichste objektive Bedeutungsmöglichkeit. Der erste Teil der Interpretationsphase wird in der Feinanalyse durch die Ebenen null bis sechs repräsentiert.

Im zweiten Teil der Interpretationsphase werden dann Aussagen über allgemeine familiensoziologische Zusammenhänge getroffen (also Muster gebildet). Dieser zweite Teil der Interpretationsphase wird in der Feinanalyse durch die Ebene sieben repräsentiert. Voraussetzung für die Feinanalyse ist, daß die zu untersuchende Interaktion als schriftliches Protokoll aller kommunikativen Akte der beteiligten Personen vorliegt. Elementare Untersuchungseinheit ist ein einzelner kommunikativer Akt, eine einzelne sprachliche Äußerung (eine Phrase, ein Satz o.ä.).

Konkret *gliedert sich die Feinanalyse in acht Ebenen* (in einer anderen Veröffentlichung sind es neun). Ursprünglich waren nur drei Ebenen 1, 2 und 3 ausformuliert, aber „es zeigte sich dann sehr bald, daß die ursprüngliche Ebene 3 weiter ausdifferenziert werden mußte in die Ebenen 0, 6 und 7. Dies folgt, wie noch zu erläutern sein wird, aus den Eigenarten der sequentiellen Analyse eines Protokolls. Im folgenden werden die Ebenen im einzelnen ausführlich erläutert" (*Oevermann* et al. 1983, S. 112).

Ebene 0: Explikation des einem Interakt unmittelbar vorausgehenden Kontextes.
Hier wird der Interaktionskontext aus der Sicht des Interagierenden analysiert. „Eine sorgfältige Explikation auf dieser Ebene ist für die gesamte Analyse entscheidend" (*Oevermann* et al. 1983, S. 112), denn die vorangegangenen Interakte grenzen die Handlungskontingenz für den Akteur stark ein. Eine intensive Kontextanalyse ist daher für das Verständnis der Stellung des Interakts und für die Analyse der im Interakt vorgenommenen Bedeutungsanknüpfungen unabdingbar. Dabei werden idealiter die Handlungsalternativen für alle an der Interaktion beteiligten Personen nach dem, der zu untersuchenden Kommunikation vorausgegangenen, Interakt bestimmt.

Als Protokoll der Interakte liegt aber nur die den Interakt begleitende, verbale Kommunikation in verschrifteter Form vor. Es ist für die qualitative Sozialforschung geradezu konstitutiv, daß sie auf die, die Interaktion begleitende, Kommunikation zurückgreift, weil erst diese einen Interakt in der sozialen Wirklichkeit verortet, um zu Aussagen über Handlungsmuster in einer Gesellschaft zu gelangen. Doch bedeutet der Rekurs auf die schriftliche Kommunikation eine Einschränkung, die auch Auswirkungen auf die vorfindbaren Handlungsfiguren hat. Nonverbale Kommunikation wird nicht wahrgenommen und erst die Ausdehnung der Anwendung der objektiven Hermeneutik auf Filmmaterial (vgl. *Lenssen/Aufenanger* 1986) beseitigt dieses Defizit. Für die sich auf schriftliche Protokolle stützende Feinanalyse aber gilt, daß non-verbale Kommunikation, Minenspiel und passive Formen der Interaktion (dulden) nicht rekonstruierbar sind.

Die Beschränkung der Analyse auf dieser Ebene auf die verschrifteten Protokolle verbaler Kommunikation ist aber nicht die einzige Einschränkung bei der Analyse der Ausgangslage vor dem zu untersuchen Interakt. Eine zweite wird durch die Komplexität einer Interaktion begründet. Denn „eine zwischen mehreren Subjekten ablaufende Interaktion läßt sich nicht, wie das soziologische Forschung häufig reifizierend unterstellt, aus einzelnen Handlungen zusammenaddieren, sondern ist ein permanenter Prozeß zwischen allen Beteiligten" (*Oevermann* et al. 1983, S.113). Eine Analyse dieses komplexen Prozesses muß also zwangsläufig eine analytische Definition einzelner Handlungen beinhalten. Kontrolle und Beeinflussung eines Interakts durch einen anderen Interakt während desselben kann kaum berücksichtigt werden.

Aus den beiden genannten Restriktionen ergibt sich, daß eine „erschöpfende, systematische Explikation der Handlungsalternativen aus der Sicht aller anwesenden Personen in vielen Fällen zu aufwendig angesichts des Erkenntnisgewinns" (*Oevermann* et al. 1983, S. 113) ist.

Ebene 1: Paraphrase der Bedeutung eines Interakts gemäß dem Wortlaut der begleitenden Verbalisierung.

„Kriterium für die Paraphrasierung ist das Verständnis, das die begleitende Verbalisierung beim unterstellten ‚normalen' kompetenten (weil normal sozialisierten; Anm. S.L.) Sprecher der deutschen Sprache auslößt" (*Oevermann* et al. 1983, S. 113). Entsprechend dem ursprünglichen Entstehungszusammenhang der objektiven Hermeneutik – familienspezifische Fehlsozialisierungen sollen durch eine objektive Bedeutungsfolie kontrastierend dargestellt werden – wird auf dieser Ebene der objektive Bedeutungsgehalt des Interakts paraphrasiert und nicht der möglicherweise abweichende subjektiv gemeinte Bedeutungsgehalt.

Der die objektive Hermeneutik anwendende Forscher bezieht die Kompetenz zur Paraphrasierung der objektiven Bedeutung aus der Tatsache, daß ihm als normal sozialisiertem Alltagssubjekt die Regeln zur Dechiffrierung und Paraphrasierung von Interakten schon zur Verfügung stehen. „Damit ist ausgesprochen, daß die praktischen Verfahren der objektiven Hermeneutik sich nicht prinzipiell erkenntnislogisch von den Verfahren des Alltagswissens unterscheiden, aber im Sinne einer Kunstlehre ihren Gegenstand approximativ zu erschließen suchen" (*Oevermann* et al. 1983, S. 108).

Ebene 2: Explikation der Intention des interagierenden Subjekts.

Nachdem in den beiden vorangegangenen Ebenen die Ausgangslage insoweit analysiert wurde, als alle prinzipiell möglichen verbalen Interakte expliziert wurden und dann die objektive Bedeutung des untersuchten Interakts vor diesem Hintergrund erschlossen wurde, werden auf dieser Ebene „extensiv und bewußt auch spekulativ Vermutungen über die Bedeutung und die Funktion des Interakts aufgestellt, die das interagierende Subjekt ‚bewußt' durchsetzen, realisieren und hervorrufen wollte" (*Oevermann* et al. 1983, S. 114f).

Der Interpret geht auf dieser Ebene davon aus, daß es einen Unterschied zwischen der objektiven Bedeutung des Interakts und dem mit ihm vom interagierenden Subjekt verbundenen Sinn gibt. Dies erklärt sich aus der Entstehungsgeschichte der objektiven Hermeneutik: Ursprünglich sollten familienspezifische Fehlsozialisationen anhand der Differenz zwischen den beiden Bedeutungsebenen aufgezeigt und durch bestimmte Kommunikationsstrukturen innerhalb der Primärgruppe erklärt werden.

Die Bedeutungsebene der subjektiv gemeinten Intention grenzt *Oevermann* von der objektiven Bedeutung wie folgt ab: „Als Abgrenzungskriterium für die Interpretation auf dieser Ebene kann allgemein formuliert werden, daß zur Sprecherintention realiter nur das gerechnet werden darf, was ein Sprecher in der Situation, würde man ihn unmittelbar mit der Rekonstruktion seiner Intention konfrontieren, als ihn tatsächlich motivierend akzeptieren würde, wenn man ihm Wahrhaftigkeit dabei unterstellen dürfte" (*Oevermann* et al. 1983, S. 115).

Ebene 3: Explikation der objektiven Motive des Interakts und seiner objektiven Konsequenzen.

„Die Interpretationen auf dieser Ebene gehen von der Überzeugung aus, daß verbalisierte Interakte (aber nur diese) objektiv gleichsam Träger von möglichen Sinnstrukturen oder Sinntexturen darstellen und insofern als soziale Strukturen abgelöst von der aktuellen Intention des Sprechers Sinn konstruieren, soziale Realität setzen" (*Oevermann* et al. 1983, S. 115). Die objektive Bedeutung des Interakts selbst grenzt die Handlungskontingenz der nachfolgenden Interakte ein.

Zur Explikation auf dieser Ebene werden, gemäß der Definition des explikativen Vorgehens, eine Reihe von zusätzlichen Informationen an die zu interpretierende Textstelle herangetragen:

(a) Erkenntnisse und Fakten aus *anderen Textstellen und Szenen*,
(b) Informationen über individuelle, *persönlichkeitsspezifische Dispositionen* des Sprechers,
(c) Informationen über die *Sozialisationsbedingungen* des Sprechers vor allem in der primären Sozialisation und
(d) spezifische Informationen, die durch den heuristischen Einsatz *theoretischen Wissens* gefunden werden.

Diese zusätzlichen Informationen verwendet der Interpret, um die objektiven Motive, also diejenigen, die ein normal sozialisierter Sprecher mit dem Interakt verbinden würde, herauszustellen. Inwieweit diese objektiven Motive von dem tatsächlichen Sprecher bewußtseinsmäßig realisiert werden, „ist dann eine für die Erklärung der innerfamilialen Kommunikationsstruktur entscheidende Information" (*Oevermann* et al. 1983, S. 115) und gibt darüber Auskunft, ob und in welcher Weise Fehlsozialisationen durch Kommunikationsstrukturen vermittelt werden.

In der Feinanalyse tauchen immer wieder die spezifischen familiensoziologischen Blickwinkel auf, doch wird diese Besonderheit der objektiven Hermeneutik bei der Transferierung in andere Anwendungsbereiche vernachlässigt.

Ebene 4: Explikation der Funktion des Interakts in der Verteilung von Interaktionsrollen.

Auf dieser Ebene wird untersucht, in welche Richtung sich die weitere Interaktion entwickeln kann. Hier wird die Tatsache expliziert, daß ein Interakt für die nachfolgenden Interakte die Handlungskontingenz einschränkt und sich seinerseits in die durch die vorangegangenen Interakte eingeschränkte Handlungskontingenz einfügen muß. Es wird also einerseits untersucht, „inwieweit der Interakt sich den pragmatischen Verpflichtungen der vorangegangenen Interakte fügt" (*Oevermann* et al. 1983, S. 117). Andererseits wird aber auch beleuchtet, „inwieweit ein Interakt Restriktionen für die Interaktionschancen der übrigen Beteiligten setzt" (*Oevermann* et al. 1979, S. 400).

Diese Ebene 4 wird von *Oevermann* für insgesamt weniger wichtig gehalten.

Ebene 5: Charakterisierung sprachlicher Merkmale des Interakts.

Hier werden syntaktische, semantische und pragmatische Besonderheiten der Verbalisierung des Interakts festgehalten, bzw. die Normalität des untersuchten Sprechakts bezüglich dieser Merkmale konstatiert. Diese Informationen sollen eine spätere sprachsoziologische Analyse der Kommunikationsstruktur unterstützen.

Ebene 6: Exploration des Interpretationsakts auf durchgängige Kommunikationsfiguren.

Auf dieser Ebene der Feinanalyse werden die Ergebnisse der bisherigen Analyse eines untersuchten Interakts mit den Befunden der Feinanalyse anderer Interakte verglichen. Dieser Vergleich soll den Forscher und Interpreten zu verschiedenen Befunden führen:

(a) Es „muß jeweils begründet werden, inwiefern ein Interakt eine bis dahin nicht abzuweisende Interpretationsalternative, plausibler, weniger plausibel oder gar unsinnig werden läßt" (*Oevermann* et al. 1983, S. 119). Diese Begründungsversuche ermöglichen es dem Forscher, die Zahl der weiter zu explizierenden Bedeutungsmöglichkeiten zu verringern. Bestimmte, besonders unplausible Versionen können ausgesondert werden.

(b) Dieser Selektionsvorgang kann im Idealfall den Forscher „zur Rekonstruktion einer sogenannten Kommunikationsfigur führen" (*Oevermann* et al, 1983, S.118), die durchgängig in allen Interakten zu finden ist.

(c) Schließlich konfrontiert der Forscher die Befunde mit seiner vor der Feinanalyse aufgestellten Gesamtcharakterisierung des Falls. Diese kann gestützt oder aber revidiert werden.

Ebene 7: Explikation allgemeiner Zusammenhänge.

Auf der vorangegangenen Ebene hat der Forscher versucht, eine durchgängige kommunikative Figur herauszuarbeiten (eine kommunikative Figur, die sich auf die objektive, latente Bedeutung der Interakte bezieht, und daher schon eine wissenschaftliche Konstruktion darstellt). Auf dieser Ebene wird die gefundene Figur einerseits mit anderen Figuren kontrastiert und andererseits in gewisser Weise verallgemeinert. Diesen Vorgang der Verallgemeinerung nennt man im Einzelfallapproach der qualitativen Sozialforschung *Typisierung oder Musterbildung*. (Was man unter der Bildung eines Muster zu verstehen hat, hat Max *Weber* (1968, S. 5) mit seiner Definition vom *Idealtypus* eindrücklich vor Augen geführt.)

(Ebene 8: Unabhängige Prüfung der auf der Vorebene formulierten, allgemeinen Hypothesen anhand von Interaktionsfolgen aus weiteren Fällen.)

Ein kurzes Beipiel soll die Methode der Feinanalyse in der objektiven Hermeneutik verdeutlichen, wobei wir auf *Oevermann* et al. (1979, S. 403 ff) zurückgreifen:

Beispiel:
Am Abend möchte der Vater (V) für die Kinder eine Fernsehsendung einschalten, was ihm aber nicht gelingt; die Mutter (M) kommt herein, registriert das vergebliche Bemühen des Vaters, geht zum Fernsehgerät und findet auf Anhieb das vorgesehene Programm (BK ist im Protokoll die Abkürzung für Beobachterkommentar).

„1M1 'Hm? Hm?'
2V1'Da stimmt irgendetwas nicht mit der Skala.'
BK: M. hat sofort gefunden. V. etwas sauer deswegen, offensichtlich.
3M2 'Die Ruth, die spielt da immer so viel dran.'
BK: V. steht jetzt auf. Studiert das Programm."

Die zweite Zeile des Protokolls wird durch die Feinanalyse wie folgt interpretiert:

„0 M. hat V. zur Kommentierung oder Erklärung indirekt aufgefordert. V. hat objektiv versagt in bezug auf ein Handlungsziel, das vorher von ihm selbst den Kindern gegenüber als wichtige Veranstaltung thematisiert worden ist. M. hat ihn ‚geschlagen', sie ist objektiv ‚besser' gewesen. V. könnte jetzt diese Niederlage einfach übergehen, weil sie im Grunde unwichtig ist, er könnte bei M. nachfragen, wieso er das nicht gefunden hat, woran es wohl gelegen hat, er könnte aber auch bis hin zur Ironie die technische Kompetenz der Frau loben und so wieder in das gemeinsame Handlungssystem der Familie integrieren. V. steht weiterhin vor dem Problem, seine ‚angeschlagene Stellung' vor den Kindern wieder herzustellen beziehungsweise zu prüfen, wie von den Kindern, aber auch von seiner Frau die Niederlage aufgenommen worden ist. Gleichzeitig scheint deutlich spürbar zu sein, daß er verärgert ist. V. steht also vor dem Problem, diesen Ärger angemessen in seiner Selbstdarstellung unterzubringen. Weiterhin: Er kann die Gründe für sein Scheitern bei sich selbst suchen oder auf andere projizieren.

1 V. kommentiert seinen Mißerfolg: Daß er die richtige Einstellung nicht gefunden habe, lieg daran, daß mit der Skala irgendetwas nicht stimme.

2 V. will seinen Mißerfolg erklären. Er sucht dafür eine äußere Ursache, die aber unklar bleibt. An ihm selbst könne es nicht gelegen haben. Berücksichtigt man, daß für V. die funktechnischen Geräte stark ‚besetzt' sind und er deren Bedienung offensichtlich zum Bestandteil seiner Kompetenzansprüche macht, so wird plausibel, daß V. seine Kompetenz dadurch wiederherstellen möchte, daß er unbekannte, außer ihm selbst liegende Gründe für sein Scheitern anführt. Gleichzeitig enthält diese Nennung äußerer unbekannter Gründe ein latente Anklage der Familie gegenüber: Irgendwas ist mit seinen Geräten passiert, was nicht in Ordnung ist. Dafür muß eine Erklärung abgegeben werden.

3 a) Gegenüber dem Auditorium macht V. durch diesen Kommentar seine Kompetenzgefährdung durch diesen vergleichsweise harmlosen Anlaß erst zu einem ‚issue'. Er fordert seine Kompetenz in der Haltung defensiv und an der Mitteilungsoberfläche nach außen projizierend zurück in einer sozial wenig erfolgreichen Weise. Denn klar ist ja, daß, welche

Gründe auch immer sein Scheitern bedingt haben, sie die M. nicht daran hindern konnten, innerhalb kürzester Zeit die richtige Einstellung zu finden. Erfolgreicher wäre es gewesen, die Mutter direkt danach zu fragen, durch welches Wissen sie sofort Erfolg haben konnte, statt nach dubiosen äußeren Ursachen zu fragen. Diese erfolgreichere Strategie kann V. nicht einschlagen, weil er nicht souverän genug ist, seine Kompetenzansprüche über ein so vergleichsweise harmloses Mißgeschick erhaben sein zu lassen" (*Oevermann* et al. 1979, S. 403).

Allfällige familiensoziologische Hypothesen werden auf dieser Ebene daraufhin untersucht, ob sie durch die empirischen Befunde gestützt werden oder dieser zuwiderlaufen. „Man folgt hier nicht der Strategie der naiven Falsifikation durch einen negativen Fall, sondern versucht an für die Geltung von Hypothesen relevanten Beispielen deren theoretische Begründung zu modifizieren oder weiter zu differenzieren beziehungsweise zusätzliche Bedingungen ihrer Geltung ausfindig zu machen" (*Oevermann* et al. 1983, S. 120).

Die objektive Hermeneutik kann von verschiedenen theoretischen Positionen aus kritisiert werden. *Heinze* (1987) fragt z.B., ob es gerechtfertigt erscheint, von einem kompetenten Sprecher auszugehen, der mit allen Regeln der intentionalen Sprachverwendung vertraut ist. Und er stellt die weitere Frage, inwieweit der Interpret eines Textes den tatsächlich wesentlichen Kontext überhaupt erfassen und ob er dem Text gegenüber gleichbleibend seine eigene Subjektivität zurücknehmen kann. *Reichertz* (1991) meint, daß man das hermeneutische Verfahren als zeitaufwendig und unökonomisch bezeichnen könnte. „Auch könne man Interpretationen nicht mehr falsifizieren, da es im Oevermann'schen Konzept, sich reproduzierende *und* transformierende Strukturen gäbe. Der Interpret könne nicht unterscheiden, ob es sich bei einer im Text neu auftauchenden Struktur, um eine Falsifikation der zu überprüfenden Strukturhypothese handelt, oder um deren Transformation, was die ursprüngliche Hypothese verifizieren würde" (*Reichertz* 1991, S. 227).

Das Verfahren der objektiven Hermeneutik kann im Überblick wie folgt skizziert werden:

- Die objektive Hermeneutik ist nicht ausschließlich ein *Verfahren für die inhaltsanalytische Auswertung von Texten*. Vielmehr lassen sich aus ihm auch Anweisungen über die *Auswahl der Untersuchungseinheiten*, die *Art der Erhebung* und die *Charakteristika der Interpreten* ableiten.
- Ziel des inhaltsanalytischen Verfahrens der objektiven Hermeneutik ist die Herausarbeitung der hinter den Einzelhandlungen liegenden *latenten Sinnstrukturen*. Diesen wird eine eigenständige Realität zugestanden, „unabhängig davon, ob sie von den an der Interaktion beteiligten Subjekten intentional realisiert wurde oder nicht" (*Oevermann* et al. 1983, S.98).
- Eine Gruppe von Forschern sammelt in einem ersten Schritt *alle objektiv möglichen Bedeutungen eines Interakts*, und sondert dann in einem zweiten Schritt die *wahrscheinlichste Bedeutung* aus.

- Die *Feinanalyse stellt das eigentlich inhaltsanalytische Verfahren der objektiven Hermeneutik* dar. Durch sie wird die für den einzelnen Fall zutreffende objektive Bedeutung eines kommunikativ vermittelten Interakts herausgearbeitet.
- Die Feinanalyse gliedert sich in acht (bzw. neun) Ebenen, die auf *jede einzelne Textstelle* angewandt werden müssen.
  - Ebene 0: Explikation des einem Interakt unmittelbar vorausgehenden Kontextes.
  - Ebene 1: Paraphrase der Bedeutung eines Interakts gemäß dem Wortlaut der begleitenden Verbalisierung.
  - Ebene 2: Explikation der Intention des interagierenden Subjekts.
  - Ebene 3: Explikation der objektiven Motive des Interakts und seiner objektiven Konsequenzen.
  - Ebene 4: Explikation der Funktion des Interakts in der Verteilung von Interaktionsrollen.
  - Ebene 5: Charakterisierung sprachlicher Merkmale des Interakts.
  - Ebene 6: Exploration des Interpretationsakts auf durchgängige Kommunikationsfiguren.
  - Ebene 7: Explikation allgemeiner Zusammenhänge.

5.3.3.3. Ausführliches Beispiel für eine inhaltsanalytisch- explikative Auswertung und Interpretation

Nachdem die Ausführungen zu dem explikativen Auswertungsverfahren einerseits sehr allgemein und abstrakt gehalten waren und andererseits sehr idealtypisch dargestellt wurden, ist es an der Zeit, an einem ausführlichen und ausgezeichneten Beispiel praktisch vor Augen zu führen, wie so etwas gemacht werden kann. Die nachfolgend mit der Analyse einer Kontaktanzeige zitierten Autoren betonen in ihren einleitenden bzw. methodischen Bemerkungen, daß ihre explikative Analyse an der „objektiven Hermeneutik orientiert" (*Nagler/Reichertz* 1986, S. 85) ist, daß man aber mit der „Interpretation einer Kontaktanzeige keine exakte Feinanalyse ... *dokumentieren*" (*Nagler/Reichertz* 1986, S.87) möchte. Es bleibt daher dem Leser überlassen, die impliziten sequenzanalytischen Schritte nachzuvollziehen.

Beispiel:
„Text der Kontaktanzeige
„Alleinsein? Nein Danke! ich ♀, 30, 165, 52, Verw.Ang., sehr sensibel, manchmal ganz schön stark, genauso verschmust wie mein Kater, suche Dich ♂. Vorsicht! Wenn ich mich verliebe, dann total (obwohl ich es inzwischen besser wissen müßte), Vorzugsweise Widder, Waage, Wassermann. Keine Spießer, rechtsgerichtete-selbstgerechte Typen! Keine Angst, trotz meiner kurzen Haare, bin ich keine Emanze. Neugierig auf so ein kompliziertes Weib? Dann schreib doch. Chiffre ..."

„Letzte Bemerkung zum eigenen methodischen/darstellenden Vorgehen: Aus der Einleitung dürfte klargeworden sein, daß wir den Versuch, mit Hilfe von Lineal und Zirkel einen Kreis in ein flächengleiches Quadrat zu überführen, sprich: eine ‚echte' Sequenzanalyse zu dokumentieren, in diesem Bericht erst gar nicht in Angriff nehmen werden, sondern daß wir stattdessen nur im Hinblick auf eine Fragestellung (s.o.) ins Detail gehen werden. Dies wirkt sich bei der Darstellung der Interpretation auf folgende Weise aus: (1) es werden kaum Lesarten diskutiert; (2) einiges wird recht extensiv, anderes kaum oder gar nicht interpretiert; (3) die Argumente zu einem Themenbereich werden – entsprechend der Logik argumentativer Texte – stellvertretend für den Leser recht früh gebündelt und zugespitzt. Zudem verzichten wir (fast) ganz darauf, auf wichtige ‚Nebenthemen' hinzuweisen, in diesem Fall z.B. auf die Fragenkreise: Wie signalisiert man Zugehörigkeit und wie grenzt man aus? Das Berufskonzept (Verw. Ang.) der Verfasserin im Rahmen eigener Lebensplanung. Geplantes und Erlittenes. Zum Aufbau von Identität. Das unproblematische Nebeneinander von Rationalität und Irrationalität. Zu all diesen Themen – und zu vielen mehr – sagt die o.g. Anzeige etwas, doch wir werden uns darauf beschränken, die Darstellung zwischengeschlechtlicher Intimität – für diesen Fall – herauszuarbeiten und auf ihre Implikationen hinzuweisen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Wer an dieser Stelle einwendet, unsere Vorbemerkungen immunisierten im vorneherein gegen aufkommende Kritik, hat objektiv recht: anhand des vorliegenden Textes läßt sich die Triftigkeit unserer Interpretation nicht mehr prüfen – der Leser und natürlich auch die Leserin sind genötigt, den Text selbst sequenzanalytisch zu deuten.

„Alleinsein – Fragezeichen – Nein danke – Ausrufezeichen": eine Frage wird gestellt – alleinsein – Wer fragt sich da, ob er allein sein will oder soll, was bedeutet dieses ‚Alleinsein'? Man kann diese Fragen ganz schön lange ventilieren und wird doch bald zu folgenden Ergebnissen kommen: Der Verfasser (geschlechtsneutral) der Frage nach dem Alleinsein blendet mit seiner Formulierung das fragende Subjekt aus, hebt die Frage auf eine allgemeine Stufe, es wird – stellvertretend für andere – prinzipiell nach dem Wert/Unwert eines ‚Alleinseins' geforscht. Doch die Substantivformulierung ‚Alleinsein' hat noch weitere Konsequenzen: Bezeichnet wird damit nämlich ein *Zustand* eigenen oder fremden Lebens, wohl unterschieden von dem *Ereignis*, daß ich möglicherweise gerade in diesem Moment alleine bin. ‚Alleinsein' meint nun – im Gegensatz zu ‚Einsamsein' - einerseits: „In der Nähe meines Körpers sind keine anderen Menschen" und andererseits: „Dennoch bedeutet etwas für mich meine (transzendentale) Lebensmitte (entweder Beruf, Religion, Familie, Mann, Kinder o.ä.)". Wem diese Interpretation zu weitreichend ist, der soll sich nur einmal dagegen die Bedeutung von ‚Einsamsein' ausbuchstabieren. Dort nämlich heißt es: „Ich habe keine transzendentale Mitte, aber viele Menschen sind in meiner Nähe." Im deutschen Sprachraum kann man trotz eines großen Freundeskreises ‚einsam' sein, doch nie ‚allein'. Erinnert sei an den Typus ‚Einsamer Wolf', der Ende der 60er Jahre – genährt durch die Hesse-Rezeption – massenhaft auftauchte, und auch heute noch in einzelnen Exemplaren aufzufinden ist. In unserer Anzeige stellt sich also nicht ein ‚lonely wolf' eine Frage bezüglich seines Verhältnisses zu anderen Menchen, sondern hier zeigt sich ein anderer Mensch: Er besitzt Lebensmitte (was immer das auch im konkreten Einzelfall sei), ja die Frage danach ist für ihn und andere (selbstverständlich) nicht thematisch, – was unser Frager thematisiert, ist die fehlende räumliche Nähe anderer zum eigenen Körper.

Und diese Frage wird verneint – höflich aber bestimmt. „Nein danke!" Nein, ich mag das nicht, wenn kein anderer in meiner Nähe ist. Oder: „Ich möchte, daß ein anderer/andere in meiner Nähe ist/sind." Der Autor unserer Anzeige sagt also mit seinen ersten drei Worten, die entsprechend der Logik von Annoncen fett gedruckt sind, vor dem Hintergrund objektiver Sprachbedeutung folgendes:

(1) *„Ich bin nicht einsam, finde beispielsweise in Beruf, Religion, Politik, Familie, Kind u.ä. meinen Lebenssinn. (2) In der Nähe meines Körpers sind keine oder zu wenige Menschen. (3) Letzteres finde ich unangenehm, bzw. ist prinzipiell nicht gut."*

Berücksichtigen wir jetzt noch unser Wissen um die Pragmatik von Kontaktanzeigen, dann läßt sich die Deutung noch weiter verschärfen: In Kontaktanzeigen suchen Menschen (meist)

andersgeschlechtliche andere. In der Regel wird, da man auf andere Weise niemanden gefunden hat oder finden wollte, mit Hilfe eines Zeitungsinserates nach einem anderen Menschen gesucht, den man sympathisch finden kann, mit dem man sich gerne unterhält, mit dem man etwas unternimmt, den man schätzt, achtet, gern hat, liebt, mit dem man schläft, den man kennen will, dem man trauen kann und dem man vertraut ist, mit dem man Urlaub machen kann, mit dem man zusammen wohnen will. Spätere Heirat, Kinder und Eigenheim nicht ausgeschlossen. Manche suchen jemanden „für immer", sei es, daß sie in Ehe und Familie die Sinnmitte allen Lebens vermuten, sei es daß es um handfeste Versorgung geht. Andere suchen jemanden „auf Zeit". Es gehört nicht viel Phantasie dazu, unsere Interpretation unter Inrechnungsstellung der Pragmatik von Anzeigen auf folgende Weise zu ergänzen:

(4) *„Da ich nur jemanden suche, der mein Alleinsein beendet, weiß jeder, der mir antwortet, daß ich nicht plane, ihn zum Hauptinhalt meines Lebens zu machen. Es geht mir erst einmal um die körperliche Präsenz eines anderen Menschen."*

Das oben dargestellte Interpretationsergebnis (1) läßt sich jetzt so modifizieren:

(1.1) *„Ich bin nicht einsam. Ich finde in Beruf, Politik und Religion u.ä. meine Lebensmitte. Eine Gattenbeziehung, gemeinsame Familien- und Lebensplanung sind mir zumindest vorerst nicht so wichtig, sind möglicherweise überhaupt nebensächlich."*

Eins dürfte jetzt schon klar sein – die vorliegende Anzeige steht zwar in der Tradition von Heiratsanzeigen, doch es geht hier nicht um die Suche nach einem Ehegatten (egal aus welchem Motiv), sondern gefragt wird nach einem Menschen, welcher das als unangenehm erlebte ‚Alleinsein' beendet.

Doch die Analyse der fünf Zeichen „Alleinsein? Nein danke!" läßt sich leicht noch weiter fortführen. Betrachten wir als nächstes die *Interaktionsfigur*, die durch die Frage und Antwort konstituiert wird. Um unser Argument zu plausibilisieren, wagen wir erst einmal einen Exkurs in die Alternativszene: Es wird wohl jedem aufgefallen sein, daß die ersten drei Worte der Anzeige einen in den ersten Tagen der Alternativbewegung (was immer das auch sei) kreierten Slogan mit großer gemeinschaftsstiftender Wirkung leicht variieren. Dort hieß und heißt es teilweise heute noch: „Atomkraft? Nein Danke!" Diese Drei-Wort Programmatik hat als Gesinnungsemblem und Zugehörigkeitssignal auf vielerlei (Auto, Fahrrad, Brust, Uhr, Fähnchen u.v.a.m.) Platz gefunden und bringt als Utopie die Interaktionsfigur einer demokratischen Gesellschaft auf den Punkt. Und auch aufgrund dieser inhärenten Gesellschaftsutopie ‚zog' der Slogan so gut. Die zeitlich der Alternativbewegung vorgelagerte Studentenrevolte forderte noch – trotzig zwischen Ohnmacht und Allmacht hin- und herschwankend: „Nieder mit dem US-Imperialismus!" oder „Weg mit dem Sozialimperialismus der UdSSR!" So rief und ruft – aus der Sicht des Bürgers – der Pöbel auf der Straße. Der souveräne Bürger weiß sich da anders zu benehmen. Er betrachtet sich als unabhängiger Souverän, der selbst entscheidet, ob er etwas will oder nicht. Die Parole „Atomkraft? Nein danke!" artikuliert die Utopie des Bürgers als Souverän: Der Frageteil der Interaktion (Atomkraft?) gibt vor, ein Angebot zu unterbreiten („Ich habe ein Atomkraftwerk. Willst du es haben?") Der Gefragte antwortet, nicht ohne Noblesse: „Nein danke!". Der bürgerliche Herr wird nicht ausfallend, er verurteilt nicht und entwickelt keine Panik; er entscheidet souverän: „Nein, Atomkraftwerke will ich nicht!" Man mag nun – angesichts der tatsächlichen Geschichte des Aufbaus eines Netzes von Atomkraftwerken – die Grünen bzw. die Alternativen wegen ihrer Weltblindheit bewundern oder verurteilen, eins können wir jenseits dieser Debatte festhalten: Die Sinnfigur der Frage-Antwort-Interaktion „Atomkraft? Nein danke!" impliziert – ganz im Sinne der Aufklärung – einen freien Bürger, der selbst über die Dinge, die ihn betreffen, entscheidet, der sein Leben aktiv und planvoll gestaltet: von außen wird ihm etwas angetragen – mit Ruhe und Gelassenheit entscheidet der Souverän ganz allein.

Übertragen wir das Gesagte auf die Kontaktanzeige, dann läßt sich erneut unsere Deutung weiter ausbauen. Der Verfasser der Anzeige bringt zum Ausdruck:

(5) *„Der Zustand meines Alleinseins ist mir unangenehm. Ich entscheide mich gegen diesen Zustand, ich will ihn nicht haben. Deshalb greife ich planend in mein Leben aktiv ein, indem ich eine Kontaktanzeige aufgebe. Ich kann das, weil ich Souverän meines Lebens bin."*

Allerdings bringt diese Deutung noch etwas ans Licht, und zwar wenn man den *kategorialen* Unterschied zwischen ‚Atomkraft' und ‚Alleinsein' beachtet. Der Bürger, der das Angebot ‚Atomkraft' ablehnt, weist etwas zurück, was andere produziert haben; es ist ihm äußerlich, er hat an ihm keinen Anteil, für seine Entstehung keine Verantwortung. Das sieht völlig anders beim ‚Alleinsein' aus: wer so tut, als würde das Alleinsein einem von außen, von anderen angeboten, angetragen oder – wie in diesem Falle – auferlegt, der dementiert den eigenen Anteil an seiner Vergangenheit. Unverbunden stehen somit nebeneinander: Reklamation und Dementi von Souveränität – „Ich entscheide über mein Leben – mein Leben ist mir auferlegt." Interessant ist nun zu schauen, wann das Leben als ‚aktiv gestaltet' oder andererseits als ‚passiv erlitten' erlebt wird. Die Grenze verläuft in diesem Fall zwischen dem Einzelnen und seinen Mitmenschen. Der Mensch entscheidet nur souverän, wenn und solange er alleine ist, wenn dagegen andere Menschen mit ins eigene Leben verwoben sind, hat der Souverän seine Freiheit verloren, er erlebt das Leben mit anderen als passiv und auferlegt. Diese Überlegungen fügen der Gesamtinterpretation eine weitere Nuance bei:

(6) *„Andere Menschen beeinträchtigen meine Handlungsfreiheit, und tendentiell besteht die Gefahr, daß durch das Tun anderer mein aktiver Lebensplan zerstört, und mir mein Leben als Last auferlegt wird."*

Doch damit ist die Interpretation noch nicht an ihr Ende gekommen. Noch muß diskutiert werden, welche Folgen es hat, wenn man ein solches Gesinnungsemblem (Atomkraft? Nein danke!) variiert und damit zugleich zitiert. Noch vor fünf Jahren wäre das zustimmende Zitieren des Slogans gleichbedeutend gewesen mit der Aussage: „Ich sympathisiere mit der grün-alternativen Bewegung." ... Berücksichtigt man, daß die Anzeige im Frühjahr 1984 aufgegeben wurde, so lassen sich drei denkbare Lesarten auffinden:

(7) *„Ich signalisiere nicht nur, daß ich alleine bin, sondern auch, daß ich seit langer Zeit die grün-alternative Bewegung unterstütze."*

Diese Lesart halten wir für unwahrscheinlich, da ein langjähriger Aktivist der alternativen Bewegung kaum an der weiteren Entzauberung der ehemaligen Beschwörungsformel mitarbeiten wird. Zumal dürfte die Variation „Alleinsein? Nein danke!" einem alten Engagierten einfach zu gedankenlos sein. Untersuchen wir eine weitere Deutung:

(8) *„Ich signalisiere, daß ich allein bin, und zugleich, daß ich bereit bin, mein Problem in der Sprache der Gruppe auszudrücken, der ich angehören will."*

In diesem Fall handelt es sich um jemanden, der entweder erst kurz in der Gruppe ist oder in sie hinein will. Ohne Wissen um den Bedeutungsverfall beschwört er die gemeinschaftsstiftende Formel; daß er sie gerade durch die (scheinbar authentische) Variation weiter zerstört, bleibt ihm verborgen. Aber es gibt noch eine dritte Deutung:

(9) *„Ich signalisiere, daß ich alleine bin und zugleich, daß ich in der Lage bin, den Slogan der Alternativen entsprechend meinen Bedürfnissen abzuwandeln. Das heißt nicht, daß ich mit denen sympathisiere."*

Wir denken, daß vorerst die Varianten (8) und (9) plausibel sind. Die weitere Analyse wird zeigen, welche sich durchhalten läßt. ...

Nachdem der Verfasser der Anzeige leitmotivisch sein Anliegen vorgebracht hat und damit zugleich einiges über sich selbst mitteilte, thematisiert er im folgenden sich selbst: er stellt sich vor mit dem vielsagenden Personalpronomen „Ich". Das Besondere dieses Zeichens ist es, daß es keinerlei Eigenschaft referiert, sondern einzig und allein reflexiv auf ein Sprach- und Handlungszentrum verweist. Dieses Handlungszentrum ist aller sozialen und biologischen Attribute entkleidet. Eingerückt in die Pragmatik von Kontaktanzeigen erscheint das hochindexikalische „Ich" sinnlos, da es scheinbar keine interessante Information übermittelt – außer der, daß der Verfasser selbst sucht, doch das konnte man sich schon denken.

Fragen wir nach weiteren Motivierungen dieses „Ich", dann lassen sich zwei weitere, einander ergänzende finden: „Ich" kann man als reflexive Bezeichnung sinnvoll benutzen, um ein Sprach- und Handlungszentrum zu bezeichnen, wenn dieses Zentrum entweder bekannt oder dem andern ‚vor den Augen' ist, also in direkter Interaktion (Gespräch). Das „Ich" artikuliert sich als Willenszentrum, weiteres braucht über dieses „Ich" nicht gesagt zu werden, weil es entweder bekannt oder aus der Situation zu erschließen ist. Der Inserent simuliert

somit Strukturelemente direkter Interaktion und etabliert damit (möglicherweise) auch ihre Zugzwänge (Aufmerksamkeit, Bereitschaft zur Antwort). Ausformuliert bedeutet dies „Ich":

(10) *„Ich spreche jetzt! Ich erwarte, daß man mir zuhört."*

Eine weitere Motivierungslinie für dieses „Ich" findet sich in der Beachtung eines bereits erworbenen inneren Kontextes der Anzeige, insbesondere unserer Deutung des Wortes ‚Alleinsein', das ja ebenfalls das Verhältnis des Inserenten zu anderen Menschen thematisiert. Dieses „Ich", nicht gebunden an Rolle, Beruf, Alter und Geschlecht, stellt sich dar als von allen Ketten befreites Handlungszentrum. Dieses „Ich" ist das implizite „Ego" des „Cogito, ergo sum". Dieses „Ich" verortet sich nicht in Zeit und Raum, dieses „Ich" ist ein ‚reines' Ich, der ‚wahre' Handlungskern des Organismus: hier das freie, sich selbst bestimmende „Ich", dort die durch Alter, Geschlecht und Beruf u.a. auferlegten Zwänge. Kurz:

(11) *„Ich begreife mich vor allem als aktives Subjekt. Mein Willenszentrum, mein ‚Ich' entscheidet frei und ist nicht in sozialen oder biologischen Ketten gefangen."*

Unschwer läßt sich erkennen, daß hier ein Kind der Aufklärung spricht, ob dieses Kind allerdings bereits die Dialektik der Aufklärung erfahren hat, ist zweifelhaft.

Doch betrachten wir weiter, was dieses „Ich" als nächstes tut – es schreibt: „♀, 30, 1.65, 52". Für den Nichtfachmann in Sachen ‚Kontaktanzeigen' wollen wir diese Zeichen kurz übersetzen: „Geschlecht – Frau, 30 Jahre alt, 1 Meter 65 groß, 52 kg schwer". Dieses „Ich" kleidet sich also ein: zuerst wird das Geschlecht benannt, dann das Alter und damit zugleich die geschlechtstypischen Normalbiographien, dann das Längen- und Breitenwachstum. Nun ist nicht nur interessant, in welcher Reihenfolge sie welche ‚Kleider' anzieht, sondern auch das Aussehen dieser ‚Kleider'. Um ihr Geschlecht zu benennen, hätte sie Wörter wie ‚Dame', ‚Frau', ‚Weib' benutzen können, brauchbar wären auch die Abkürzungen ‚fr.', ‚wbl.' oder die feminine Endung einer Berufs- oder Rollenbezeichnung (‚Mechanikerin', ‚Solistin') und v.a.m. gewesen. Diese Möglichkeiten schließt sie alle aus, statt dessen wählt sie das in der Biologie gängige Zeichen, Geschlechtszugehörigkeit zu markieren, zugleich das Kürzel, das Feministinnen gemeinschaftsstiftend benutzen, indem sie sich mittels Autoaufklebern, Stikkern etc. einander und anderen zu erkennen geben. Vor diesem Hintergrund läßt sich mittlerweile eine Entscheidung zwischen den Lesarten (8) und (9) treffen – sie lautet:

(12) *„Ich gebe mich als aktives Mitglied oder Sympathisant der ‚grün-alternativen Frauenbewegung' zu erkennen."*

Aber die Verwendung des Geschlechtsmarkierers „♀" hat noch weitere objektive Konnotationen. Alle anderen Geschlechtshinweise haben außer der Angabe des Geschlechts mehr oder weniger deutliche Hinweise auf eine soziale Deutung des Sexus. Wer die Grammatik der Sprachspiele der Wörter ‚Dame', ‚Hausfrau', ‚Witwe', ‚Ärztin' und auch ‚Frau' sich anschaut, sieht das leicht. Das aus der Mendelschen Vererbungslehre bekannte Weiblichkeitszeichen besagt demnach eins:

(13) *„Ich bin mit den Geschlechtsmerkmalen einer Frau ausgestattet."*

Sexualität wird nicht über soziale Aufgaben und Rollen definiert, sondern ist ein eigenständiger Bereich, der dem reinen „Ich" am nächsten steht und für sich Wert hat.

Mit ‚30' gibt die Inserentin ihr Alter an. Sofort lassen sich mit Hilfe typischer Normalbiographien einige Hintergrundfolien auslegen. Wir wollen nur ganz kurz zwei Themenbereiche behandeln: Die Berufsentwicklung und die normale Geschlechtsbeziehung. In der Regel ist mit 30 die berufliche Entwicklung weitgehend abgeschlossen (Ausnahme: wissenschaftliche und künstlerische Berufe). Falls studiert wurde, ist die Phase des Praxisschocks bereits überwunden und die tägliche Arbeit zur Routine geworden. Falls nicht studiert wurde, liegt die Ausbildungszeit schon lange zurück, Aufstiegsoptionen sind ausgereizt, der Trott des alltäglichen Jobs wird zwar als lästig, aber als notwendig – auch mit einer Prise Resignation – akzeptiert. Eine weitere Möglichkeit: die Frau hat entweder eine ‚schwache' oder überhaupt keine berufliche Qualifikation, da sie zugunsten eines Mannes oder Kindern die eigene Berufsausbildung zurückstellte. Was in ‚unserem' Fall zutrifft, läßt sich noch nicht sagen. Betrachten wir also erst einmal die Normalitätsfolie ‚Geschlechterbeziehung', die für das Alter 30 typisch ist: Da die Frau per Inserat einen Mann sucht, kann ausgeschlossen werden, daß sie noch in einer glücklichen Gattenbeziehung lebt. Bleibt übrig: entweder ist sie

geschieden und hat möglicherweise Kinder, oder sie hat eine oder mehrere ‚Beziehungen' hinter sich. Gewiß hat sie Erfahrungen mit Männern gemacht, schlechte und (hoffentlich) auch gute. Der erste Märchenprinz ihres Lebens hat sich wieder in einen Frosch verwandelt. Hoffnungen auf Liebe und Glück haben sich zumindest anhand einmaligen Erlebens als Illusion herausgestellt. Ernüchtert und nicht mehr so naiv wie in den Tagen der Pubertät begibt man sich in die ‚zweite Runde' der Geschlechtspartnerwahl. Fazit:

(14) *„Ich habe Erfahrungen mit Männern, und nicht nur gute, sonst würde ich jetzt nicht inserieren. Der Mann, der mich kennenlernt, wird damit rechnen müssen, daß ich ihn – zumindest anfangs – mit Hilfe meines Wissens um meine bisherige Interaktionsgeschichte mit Männern behandeln werde."* ...

Doch zurück zum Inserat – nach dem Hinweis auf die eigene Plazierung innerhalb weiblicher Normalbiographien erfolgt eine Grobbeschreibung des Äußeren: ‚1.65, 52', also nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu dick, nicht zu dünn. Das Verhältnis von Körpergröße und Körpergewicht läßt auf eine mittelgroße, schlanke Frau schließen. Leicht auffällig ist das ‚gute' Gewicht für eine Dreißigjährige. Vermutungen sind erlaubt, daß die Inserentin auf ihre Eßgewohnheiten achtet, möglicherweise Sport treibt und (vielleicht) noch keine Kinder hat. Sicheres läßt sich noch nicht sagen.

Weiter im Text: Dort taucht als nächstes die Abkürzung „Verw.Ang." auf, d.h. der berufliche Status wird genannt, nicht die konkrete Tätigkeit. Man kann diesen Hinweis sehr extensiv interpretieren, z.B. in die Richtung, wie es zu einer ‚alternativen Emanzipierten' paßt, Verwaltungsangestellte zu sein; doch das interessiert uns hier nicht, wir wollen lediglich auf einige früher entwickelte Lesarten hinweisen, die jetzt entweder ausgesondert oder präzisiert werden können. Also: eine Verwaltungsangestellte nimmt eine mittlere Position meist innerhalb öffentlicher Verwaltung ein (Straßenverkehrsamt, Finanzamt, Arbeitsamt, Sozialamt). In der Regel benötigt man kein Studium, sondern die Bewerber werden in einer dreijährigen Lehre praktisch ausgebildet. Mittlere Reife ist von Vorteil, das Abitur schadet (natürlich) nicht. Die Arbeit einer Verwaltungsangestellten ist nie so beschaffen – ‚Vorgänge' müssen entsprechend den einschlägigen Vorschriften bearbeitet werden –, daß sie besonders reizvoll, gesellschaftspolitisch relevant oder spektakulär sein könnte. Verwaltungsarbeit vollzieht sich im Stillen – Anlaß mit ihr einen Lebenssinn in Verbindung zu bringen, gibt es nicht. Verwaltungsarbeit ist Broterwerb, dort ist kein Platz für Heldentum. Diese Beschreibung hat Auswirkungen auf frühere Lesarten. So muß Interpretationssatz (1) jetzt lauten:

(1.2) *„Ich bin nicht einsam, denn ich finde in Religion oder Politik meinen Lebenssinn."*

Zudem kann gesagt werden, daß die 30-jährige nicht studiert, sondern nach der Schule eine Verwaltungslehre begonnen hat und diese Tätigkeit seit einer Reihe von Jahren ausführt. Daß sie bis zu dieser Stelle der Anzeige noch keinerlei Hinweis auf ihren Familienstand gegeben hat, verstärkt die Vermutungen, daß die Inserentin weder verheiratet war noch Kinder hat. Einige Implikationen dieser sozialen Lage sind oben bereits beschrieben worden, andere kann sich der Leser/Leserin selbst ausmalen.

Einen Hinweis noch zur Deutung dieses „Verw.Ang." – in Langfassung bedeutet es:

(15) *„Ich als alternativ und feministisch orientierte Frau verdiene mein Geld mit einer (langweiligen) Verwaltungstätigkeit."*

Mit dieser Klarstellung grenzt sich die Inserentin deutlich gegen die ‚Vollalternativen' ab, die entweder aufgrund ihres ‚Studenten-Status' alternativ leben können oder die ernsthaft alternative Formen der ökonomischen Reproduktion gefunden und ihr ganzes Leben geändert haben. Diese Klarstellung könnte ihr allerdings auch den Vorwurf eintragen, sie sei lediglich eine ‚Freizeitalternative', da sie einen zentralen Bereich (berufliche Identität) entsprechend alternativer Prinzipien gestaltet. Dies alles verstärkt und modifiziert zugleich die Interpretationssätze (8) und (12). Die Neuformulierung müßte so lauten:

(16) *„Ich bin Sympathisantin der ‚grün-alternativ-orientierten Frauenbewegung'. Allerdings bin ich keine ‚All-round-Alternative', im beruflichen Bereich akzeptiere ich z.B. die Notwendigkeit des Gesellschaftssystems."*

Hier Herr – dort Knecht, aktiv und passiv zugleich, ein erstes Muster zeichnet sich immer deutlicher ab.

Im weiteren weist die Autorin der Kontaktanzeige auf eine persönliche, positive Besonderheit hin. Sie hält sich für „sehr sensibel". Bemerkenswert ist schon, daß sie es nennenswert findet, auf diese positive Eigenschaft aufmerksam zu machen – setzt man doch im allgemeinen voraus, daß ein gewisses Maß an Sensibilität selbstverständlich konstitutiv für das Entstehen und die Existenz zwischengeschlechtlicher Beziehung ist. Die Verfasserin reklamiert jedoch nicht nur dieses normale Maß an Sensibilität, sondern darüber hinaus noch eine gesteigerte Form der Empfindsamkeit. Sie behauptet von sich, ein gesteigertes Wahrnehmungs-, Sinnes- und Empfindungsvermögen zu haben, und sie konstatiert implizit, daß dies eine positive Eigenschaft sei. Schauen wir also einmal auf die Bedeutung von „sehr sensibel" und prüfen, inwieweit diese Eigenschaft positiv sein kann. Das Besondere des Superlativs „sehr sensibel" ist die Betonung des Außeralltäglichen:

(17) *„Ich bin sensibler als andere."*

Da man Sensibilität nicht abschalten kann, beinhaltet die Inanspruchnahme intensiver Sensibilität zugleich auch extensive Empfindsamkeit.

(18) *„Ich bin immer sehr sensibel."*

Nun kann sich Empfindsamkeit auf vielerlei richten: auf die Emotionen des anderen, auf seine Geräusche, Gerüche, seine Sprache, seine erotischen Signale u.v.m. Der ‚Sehr-Empfindsame' empfindet all dies und noch viel mehr, auch das, was für Unsensiblere unter der Bewußtseinsschwelle bleibt. Gesteigerte Sensibilität hat also in der Regel zwei Folgemöglichkeiten: a. gesteigerte Lust/Nähe, b. gesteigertes Leid. Funktional für eine langfristig angelegte ‚Partnerbeziehung' ist nun die gesteigerte Sensibilität keineswegs – eher im Gegenteil! Erhöhte Empfindsamkeit schlägt im alltäglichen Einerlei und angesichts der widrigen Kleinigkeiten einer ‚Beziehung' leicht um in eine arge Empfindlichkeit. Die Bereitschaft, kurz vor dem gemeinsamen und späten Einschlafen noch eine ausgedehnte Beziehungsdiskussion zu führen, ist z.B. Ausdruck einer außergewöhnlichen Sensibilität. Einzuschlafen wäre grob, unsensibel und dokumentierte Dumpfheit. Hoffentlich verraten wir nicht zuviel von unseren Vorurteilen, wenn wir glauben prognostizieren zu können, daß solche ‚sehr sensiblen' Menschen *objektiv* sehr schnell und sehr (unsensibel) einer Beziehung ein Ende bereiten.

Funktional ist die Eigenschaft „sehr sensibel" nur, wenn es sich um auf kurze Dauer angelegte ‚Beziehungen' handelt. Hier steigert die erhöhte Wahrnehmungsfähigkeit die psychisch/physische Lust. Es versteht sich von selbst, daß aus dem ekstatischen Zustand kein Dauerbrenner werden kann – das liegt in der Natur der Sache. Als Zwischenbilanz unserer Deutung möchten wir jetzt erstmals eine zusammenfassende Interpretation vorstellen:

(18) *„Ich bin nicht einsam, da ich in religiöser oder politischer Tätigkeit meinen Lebenssinn sehe. Allerdings habe ich z.Z. keinen Sexualpartner. Ich bin gewohnt, mein Leben aktiv zu gestalten. Meine Sexualität ist mir wichtig, im Leben habe ich schon einiges erfahren, was ich will ist eine leidenschaftliche und auch kurze Beziehung zu einem Mann."*

Folgen wir der Inserentin weiter bei ihrer Selbsttypisierung. Als nächstes erwähnt sie, daß sie „manchmal ganz schön stark" sei – was nichts anderes heißt, als daß sie „meistens ganz schön schwach sei". Die vorderhand beschriebene (seltene) Stärke, verweist zugleich auf die hinterhand existierende (häufige) Schwäche. Die bislang ungewichtete Relation zwischen ‚aktiv handeln' und ‚passiv erleiden' hat sich quantifiziert:

(19) *„Oft reagiere ich nur passiv auf Außenzwänge, manchmal greife ich aktiv in mein Leben ein."* ...

„Genauso verschmust wie mein Kater", folgt im Inserattext. Die 30jährige sagt demnach von sich, sie gleiche in ihrem Schmuseverhalten dem ihres Katers. Da Kater im allgemeinen ein artspezifisches Schmuseverhalten befolgen, genügt ein Blick in ‚Brehms Tierleben', um folgendes zu erfahren: Kater haben um ihr Heim ein abgegrenztes Revier. Dieses Revier wird oft wegen Beute- und Abenteuerzügen verlassen. In der Regel kehrt der Kater nach einiger Zeit in sein Heim zurück. Dort sucht er – gerade wie es ihm gefällt – die ihn kraulende Hand. Er reagiert auf keine Namensgebung, läßt sich nicht zähmen, tut das, was er will und wann er

will. Will er schmusen, dann läßt er sich mit Hingabe streicheln, hat er genug, dann macht er sich davon und kein schmeichelndes oder bittendes Wort hält ihn zurück. Übersetzt man dieses ‚Katerverhalten' in menschliches Handeln, dann ergibt sich folgender Klartext:

(20) *„Ich suche jemanden, der mit mir schmust, wenn ich – abgearbeitet – von meiner wichtigen Tätigkeit (evtl. Religion, Politik) nach Hause komme. Der andere sollte immer zum leidenschaftlichen Austausch von Schmuseeinheiten zur Verfügung stehen, jedoch darf er nicht versuchen, mich zu ‚domestizieren' oder von meinen abenteuerlichen Ausflügen abzuhalten. Ich bestimme, wann ich komme und wann ich gehe."*

Erneut fällt es nicht schwer, diese Interpretation an frühere Deutungen anzuschließen und diese weiter zu plausibilisieren: einmal die geringe Gewichtung der zwischengeschlechtlichen Beziehung im eigenen Lebensplan – das ‚Wichtige' geschieht außerhalb der ‚Beziehung', andererseits die Betonung der eigenen Lebensplanung, zum dritten die zeitliche Limitierung der ‚Partnerschaft'.

Bislang war noch unklar, zu welchem Zweck ein Mann gesucht wurde. Sollte er sich für intensive Gespräche, emotionale Streicheleinheiten oder körperliche Befriedigung bereithalten? Einige Bemerkungen zur Sexualität und Körperlichkeit deuten zwar bereits auf den Wunsch nach physischer Lust, doch Eindeutiges konnte noch nicht ausgemacht werden. Klarer wird es, wenn wir den nächsten Textabschnitt betrachten, der so lautet: „suche Dich ♂". Wenn der Leser das Zeichen für die Angabe der Geschlechtsmerkmale als Pictogramm auffaßt, hat er eine erste Antwort auf die eben gestellt Frage. „Ich" sucht sein Pendant „Dich". Wichtigstes und vorläufig einziges Merkmal dieses „Dich" ist seine Ausstattung mit einem männlichen Geschlechtsorgan. Fazit:

(21) *„In der von mir gewünschten Beziehung spielt die Sexualität eine sehr große Rolle."*

Soweit die Interpretation der ersten beiden Sätze der untersuchten Kontaktanzeige. Den dritten Satz möchten wir vorab vollständig zitieren, auch wenn wir ihn später Teil für Teil analysieren werden. Er lautet: „Vorsicht! Wenn ich mich verliebe, dann total (obwohl ich es inzwischen besser wissen müßte)." Cave dominam – der Leser wird gewarnt: „Vorsicht – mit Ausrufezeichen". Der aufmerksame Anzeigenleser – zuvor zur direkten Interaktion eingeladen durch ein persönliches „Ich" und „Dich" (Verminderte Distanz) – wird nicht erneut aufgefordert, sich zu nähern, statt dessen macht die Autorin darauf aufmerksam, daß die Annäherung auch Gefahren mit sich bringt. Obwohl sie sich selbst oder die Annäherung als Gefahr einschätzt, verbietet die Inserentin nicht prinzipiell die Kontaktaufnahme, nein, sie sucht diese ausdrücklich und auf eigenen Wunsch. Allerdings glaubt sie vor sich warnen zu müssen. Diese scheinbare Paradoxie löst sich auf, betrachten wir die Pragmatik von Warnungen nur ausführlich genug.

Warnungen sollen – entgegen dem äußeren Anschein – nicht von einer gefahrvollen Handlung abhalten, sondern zum einen auf eine Gefahr aufmerksam machen, und zum anderen den Warnenden vor späteren Rechtsfolgen schützen. Denn ‚jemanden warnen' bedeutet folgendes: „Ich weiß, daß diese Handlung gefährlich ist. Da ich es dir jetzt gesagt habe, weißt du es jedenfalls. Wenn du dennoch so handelst, dann hast du in Kenntnis dieser Gefahr entschieden. Du allein bist demnach für die Folgen deines Tuns verantwortlich – nicht ich. Komme nachher nicht, um dich zu beklagen!" Bevor wir die Pragmatik von Warnungen für die Interpretation unseres Textes nutzbar machen, soll erst noch abgeklärt werden, wovor das emanzipierte „Ich" warnt.

„Wenn ich mich verliebe, dann total" – unklar bleibt, ob das „wenn" als Temporal- oder Konditionalkonjunktiv eingesetzt wird, also, ob gesagt wird: „in dem Moment, wenn ich ..." oder „falls ich mich verlieben sollte, dann total". Vieles spricht für die zweite Lesart, doch die Entscheidung für die eine oder die andere ist letztendlich zweitrangig, entscheidend ist, daß die Autorin vor ihrem Zustand des ‚Verliebtseins' warnt, denn – so die nachgeschobene Begründung -: ‚sie wird sich total verlieben'. Nun läßt sich mit Recht fragen, was denn so Gefahrvolles an einem Zustand sei, der von vielen herbeigesehnt und von den meisten Dichtern emphatisch gefeiert wird. Man könnte sogar auf den Gedanken kommen, die Warnung sei gar nicht ernst gemeint, sondern nur ausgesprochen worden, um den Reiz des

Verliebtseins noch durch die Aura des Gefahrvollen zu verstärken – die Warnung als Teil eines koketten Spiels. Daß dem ganz gewiß nicht so ist, zeigt sich bei der Bedeutungsexplikation der Worte „verlieben" und „total". Konnte man bis zu diesem Punkt der Interpretation noch immer einige – wenn auch schwache – Argumente finden, daß die Inserentin ‚eigentlich' einen Mann zur Gestaltung eines gemeinsamen Lebens suche, so ist diese Lesart jetzt nicht mehr zu halten. Denn die Bedeutung des Wortes „verlieben" ist innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft recht klar von der des Wortes „lieben" unterschieden. „Verliebtsein" meint den euphorischen, meist sehr kurzen Zustand, der in der Regel am Beginn zwischengeschlechtlicher Intimität steht. Begleitet wird dieser Zustand von einem großen Glücksgefühl und gesteigertem Empfindungsvermögen. „Lieben" meint in Abgrenzung dagegen die zweite – abgeklärtere – Phase. „Lieben" ist intensiver als „Verliebtsein", jedoch nicht so extensiv. Soweit das, was die Sprache sagt.

Wir möchten den Leser/die Leserin auffordern, die begonnene Abgrenzung der beiden Begriffe weiterzuführen. Je weiter man dies treibt, desto klarer zeigt sich das Muster: die Wahl des Wortes ‚verlieben' ist kein zufälliger Lapsus, sie hat Methode und bedeutet:

(22) *„Ich gedenke, von der möglicherweise sich ergebenden Intimbeziehung nur den extensiven, ersten Teil, nämlich das prickelnde Verliebtsein, ‚mitzunehmen'. An Liebe und ihre Konsequenzen ist nicht gedacht."*

Aber es wird nicht nur auf die süße Kürze der gewünschten Beziehung hingewiesen, zugleich warnt die Autorin vor der ‚Totalität' ihres Verliebtsein. Was kann man nun sinnvollerweise unter einem Verhalten vorstellen, das ‚totales Verliebtsein' zum Ausdruck bringt? Berücksichtigt man die Tatsache, daß für die meisten unserer deutschen Zeitgenossen ‚totales Verliebtsein' dem ‚weißen Schimmel' ziemlich stark ähnelt, also ‚totales Verliebtsein' doppelt gemoppelt ist, wenn man dies in Rechnung stellt, zeigt sich, daß eine außeralltägliche, gesteigerte Art des Verliebtseins reklamiert wird. Nimmt man diesen Anspruch ernst, so ergibt sich folgender Interpretationssatz:

(23) *„Wenn ich verliebt bin, dann bin ich über das normale Maß hinaus verliebt. Das äußert sich so, daß ich alle sich aus der Verliebtheit ergebenden Wünsche vollkommen (total) aus mir herauslassen werde."*

Da wir nun bestimmt haben, wovor der Anzeigenleser gewarnt wird (verlieben und total), möchten wir Warnung und Gegenstand gemeinsam betrachten und den Implikationen nachspüren, die sich aus einer solchen Verknüpfung ergeben. Vorab die daraus folgende zusammenfassende Interpretation:

(24) *„Ich möchte eine kurze exzessive Beziehung zu einem Mann. Aber ich warne diesen Mann: Ich führe ein eigenständiges Leben. Ich bestimme, wann ich auf Intimität Lust habe. Doch sollte ich Lust haben, erwarte ich von dem Mann, daß er allen meinen Wünschen entspricht. Ob der Mann damit ‚klarkommt', ist mir ziemlich egal. Aus der gemeinsamen Intimität resultieren keinerlei Pflichten oder Rechte. Für Folgen und Schäden bin ich nicht verantwortlich zu machen, da ich rechtzeitig vor all diesem gewarnt habe."*

Der entscheidende Punkt unserer Interpretation ist die mit Hilfe der Warnung vorgenommene *Entkoppelung* von gemeinsamer Sexualität und der (bislang) damit verbundenen Verpflichtung zum ‚Anschlußhandeln'. Gemeinsame Sexualität hatte/hat – als historisch aufgeschichteter Typus – im Europa des 20. Jahrhunderts unabweisbar für die Beteiligten Konsequenzen. So wacht z. B. der Staat darüber, daß bei einer Schwangerschaft die Beteiligten ihrer Sorgeverpflichtung nachkommen. Aber auch bei weniger gravierenden Folgen ergeben sich für die Beteiligten Handlungsauflagen. Indem man sich dem anderen hingibt und zugleich dessen Hingabe annimmt, akzeptiert man zugleich die sich daraus ergebenden Konsequenzen (12). An geschlechtliche Intimität knüpft sich – gesteuert durch die Kraft gesellschaftlicher Normen – immer gemeinsames Handeln an; sie ist – funktional betrachtet – sozialitätsstiftend. Häufig führt(e) die geschlechtliche Intimität zur Ehe oder eröffnet(e) diese, meist folg(t)en in diesen Fällen einige Kinder. Natürlich kann man sich zu jedem Zeitpunkt von den übernommenen Pflichten entbinden, doch nur, wenn man bereit ist, den dafür üblichen und oft hohen Preis zu zahlen (Unterhaltszahlungen etc.).

Die Inserentin bekundet mit ihrer Warnung vor sich selbst, daß sie nicht bereit ist, die mit einer Intimbeziehung ansonsten einhergehenden Folgekosten zu zahlen. Lust gegen Lust. Gemeinsamer Sex ist keine gesellschaftliche Handlung mit Anschlußverpflichtung, sondern sich selbst genug. Sex ist Ausdruck und lustvolle Befriedigung der körpereigenen Sexualität (vgl. Interpretationssätze (13) und (21)). Diese Deutung von Intimität hat objektiv zwei Folgen: Sie behindert systematisch das Entstehen einer Gattenbeziehung und zugleich die Zeugung von Nachkommenschaft. Bevor wir dieses Interpretationsergebnis diskutieren, möchten wir noch die Textanalyse ein kleines Stück weiterführen und damit abrunden. Denn noch haben wir nicht alles beschrieben, was der Verfasserin der Kontaktanzeige als warnenswert erschien. Sie warnt vor ihrem Ausdruck ‚totalen Verliebtseins' - das war bereits gesagt – und fügt – wenn auch in Klammern – hinzu „(obwohl ich es inzwischen besser wissen müßte)". Hätte ein Dramatiker diese Worte geschrieben, dann wäre statt der Klammern in der Regieanweisung der Vermerk aufgetaucht: „spricht beiseite". Die Einklammerung der Worte offenbart (scheinbar) einen in der direkten Interaktion nicht zugänglichen Gedanken der Autorin; der Leser darf in ihren Gedanken lesen, also einen Blick ins Innerste der Suchenden werfen – ist ihr also nicht mehr fern, sondern schon so nahe, daß sie ihm ihre geheimen Gedanken und Befürchtungen anvertrauen kann. Wurde bereits durch die Verwendung der Pronomina „Ich" und „Dich" direkte Interaktion simuliert und auf diese Weise die Fremdheit und Distanz des Lesers unterlaufen, so wird er mit dem verschwörerischen Einblick in die Gefühlswelt der Autorin in eine intime Nähe gezerrt.

Doch dieser spannenden Interpretationslinie wollen wir nicht weiter folgen, sondern uns erneut der Bedeutung des Textes im Hinblick auf unsere Fragestellung zuwenden. Eingeräumt wird („obwohl"), daß dieses 'totale Verliebtsein' auch für die Verfasserin irgendwie ungünstig gewesen sei. Mehrmals habe sie sich schon total verliebt, und mehrmals habe sie eine negative Erfahrung gemacht, die Erfahrung, nämlich, daß ihr Ausdruck totalen Verliebtseins den anderen überlastete, was zum Abbruch der Beziehung führte. Folgt man dieser Deutung, dann ergeben sich Anschlußfragen: Wenn sie weiß, daß ihr totales Verliebtsein den Abbruch der Intimbeziehung heraufbeschwört, also sie selbst mit dem Ausdruck ihrer Verliebtheit für die negativen Folgen verantwortlich ist, dann wäre eine Lesart des eingeklammerten Nebensatzes:

(25) *„Ich bin krank. Ich leide unter Wiederholungszwang. Obwohl ich genau weiß, welche Fehler ich begehe, tue ich sie dennoch. Ich hoffe, dieser Fehler wird sich in Zukunft vermeiden lassen."*

Eine andere Deutung dieses doch recht irrationalen Handelns wider besseres Wissen scheint uns allerdings plausibler: was immer dieses ‚totale Verliebtsein' hervortreibt ist nicht ein neurotischer Wiederholungszwang, sondern dieses Verliebtsein ist wahrer und authentischer Ausdruck des „Ich". Dieses „Ich" nicht in seinen Expressionen zu behindern, ist von größerem Wert als eine aus Emotion oder Solidarität eingegangene Kooperationsverpflichtung. Daraus folgt:

(26) *„Mein Ausdruck totaler Verliebtheit ist authentischer Ausdruck meiner Persönlichkeit. Kommt jemand mit diesem Ausdruck nicht zurecht, soll er sich ändern oder gehen. Würde ich mein ‚Ich' verändern, weil und wie andere dies erwarten, dann wäre es nicht mehr mein ‚Ich'. Ich bin stolz darauf, daß ich trotz der Unannehmlichkeiten (Abbruch der Beziehungen) meinem wahren ‚Ich' treu bleibe."*

Man kann einen solchen Standpunkt vertreten, allerdings etabliert man auf diese Art und Weise einen recht eigentümlichen Zugang zu seinen eigenen Erfahrungen – man immunisiert sich gegen neues Wissen und damit gegen eine Weiterentwicklung. Denn eine solche Beziehung wird verstanden als Ort, an dem ein bekanntes Stück immer wieder auf's Neue inszeniert wird. Mit dem Partner geschlechtlicher Intimität plant und beginnt man kein neues Stück. Man macht nicht die Erfahrung, daß dies, was bei anderen sich immer wieder einstellte, anders geworden ist, man sich also verändert – möglicherweise weiterentwickelt hat. Die Augen des anderen zeigen nicht, wie er mich sieht, sondern sie spiegeln mein eigenes Gesicht, so wie ich es sehe. Den anderen kennenzulernen, ihn sich vertraut zu machen, ist nicht

notwendig, eher unangenehm, da intime Kenntnis die Gefahr von Handlungsverpflichtungen mit sich bringt. Daraus ergibt sich folgender Interpretationssatz:

(27) *„Ich suche, da mein Lebenssinn evtl. in Politik oder Religion verankert ist, eine kurze extensive Beziehung zu einem Mann. In dieser Beziehung wird die Sexualität eine dominierende Rolle spielen. Für die Folgen dieser Beziehung an Leib und Seele des Mannes komme ich nicht auf. Rechte erwachsen dem Partner aus der gemeinsamen Intimität keine. Er hat mich zu akzeptieren wie ich bin. Mit ihm und seinem Leben werde ich mich nicht ernsthaft auseinandersetzen."*

Wir möchten unsere Interpretation an dieser Stelle abbrechen und erneut den Leser und die Leserin auffordern, den Rest der Kontaktanzeige für sich selbst zu interpretieren. Einige kleinere Aspekte werden zwar neu auftauchen (z. B. Wieso darf nur das richtige Sternzeichen ins gemeinsame Bett? Was hat politische Gesinnung mit Sexualität zu tun? Wieso ist sie keine Emanze, aber ein kompliziertes Weib?), aber das Hauptmuster zeigt sich immer wieder, es wird lediglich weiter ausgestaltet.

Abschließend einige Bemerkungen zu unserer Fallanalyse: Die Bedeutungsstruktur des Anzeigentextes verortet die Verfasserin im äußeren Kreis der Alternativszene (13) – es ist im übrigen völlig egal, ob dies ‚in Wirklichkeit' zutrifft, da wir über die Intentionen und die Befindlichkeiten von Textproduzenten nichts sagen können und wollen. Wurde im voranstehenden Text mehrfach dieser Umstand außer acht gelassen, dann allein aus dem Grund, die Lesbarkeit unseres Textes zu sichern. Eine intentionalistische Sprache sorgt eher für Spannung als das dauernde Reden von Bedeutungen und ihrer Besonderheit. Also: die Interpretation versteht sich nicht als Beschreibung einer bestimmten Person, sondern ist die Explikation der Bedeutungsstruktur eines (Falles). Was kann man nun mit unserer Textdeutung anfangen? Lassen sich überhaupt begründete Aussagen zu irgendeinem Gegenstandsbereich ableiten? Von dieser einen Fallinterpretation gewiß nicht. Vage Vermutungen dürfen allerdings artikuliert werden, und wir möchten darauf hinweisen, daß andere Deutungen von Texten aus der Alternativszene, die wir im Rahmen unseres Projekts durchgeführt haben, in die gleiche Richtung weisen. Zu welchem Gegenstandsbereich kann nun etwas ausgesagt werden? Wir denken, es läßt sich etwas über die symbolische Weltdeutung der Gruppe sagen, die als Sprach- und Interaktionsgemeinschaft die beschriebene Bedeutungsstruktur ermöglicht – in unserem Falle sind dies die *manifesten* Selbstdeutungen und *latenten* Wissensmuster der *Alternativszene*. Wem dies nicht plausibel ist, der prüfe den Text: er wird feststellen, daß a) fast alle Wörter der ‚Szene-Sprache' entstammen („sensibel", „schön stark", „total") und b) alle Symbole dem ‚Wertehimmel' der Szene entstammen („♀", „verschmust wie mein Kater", „keine Spießer", „kurze Haare", „keine Emanze"). Man könnte geneigt sein zu glauben, der Eigenteil der Verfasserin habe allein darin bestanden, die einzelnen Wörter neu zu kombinieren. Aber auch dafür gibt es bestimmt/vielleicht ein szenetypisches Muster.

Gründe genug, um zu rechtfertigen, daß sich aufgrund unserer Interpretation einiges – wenn auch noch Vages – zu den Deutungs- und Wissensmustern der Alternativszene sagen läßt, allerdings nur zu einem kleinen Bereich, nämlich dem Sprachspiel ‚zwischengeschlechtliche Intimität' in der ‚zweiten Runde'. In theoretische Sprache gefaßt, lesen sich die einzelnen Interpretationsergebnisse so:

- Das Persönlichkeitskonzept des einzelnen ist stark individualisiert (bei gleichzeitiger Gleichförmigkeit dieser Individuation).
- Der einzelne fordert für sich Autonomie und sieht diese permanent durch andere Menschen (auch durch Intimpartner) in Frage gestellt.
- Der Einzelne ist Teil einer Solidargemeinschaft (Szene, WG, politische Gruppe etc.).
- Sexualität wird verstanden als eigenständiges körperliches Bedürfnis; zwischengeschlechtliche Intimität befriedigt lustvoll dieses Bedürfnis.
- Zwischengeschlechtliche Intimität wird verstanden als die Reihung kurzer und möglichst exzessiver Beziehungsepisoden.
- Zwischengeschlechtliche Intimität als Motor für eine Ehegattenbeziehung, die Zeugung von Kindern und den Ausbau ökonomischer Sicherheit wird ausdrücklich abgelehnt.

- Die traditionell mit zwischengeschlechtlicher Intimität einhergehenden Verantwortlichkeiten und Handlungsanschlüsse werden ausdrücklich verweigert.
- Mit Rekurs auf die individuelle Autonomie verweigert man sich einer für neue Erfahrungen offenen Interaktion – selbst mit dem Intimpartner.

Viele dieser Befunde – gehoben aus der Textinterpretation – korrespondieren mit Ergebnissen anderer Autoren, so z. B. mit dem Hinweis auf die starke Individualisierung bei gleichzeitiger Standardisierung (*Beck* 1982 und 1984; *Beck-Gernsheim* 1980 und 1983). *Soeffner* diagnostiziert den Verlust dauerhafter Intimbeziehung in der Szene als Ergebnis zweier sich einander ausschließender Tendenzen: der Solidaritätsverpflichtung gegenüber der Gemeinschaft, bei gleichzeitiger Verpflichtung zur individuellen Autonomie. Beide Bestrebungen überschreiten die Grenzen einer Gattenbeziehung, die eine nach ‚oben', die andere nach ‚unten' (*Soeffner* 1985a). *Oevermann* (1983a) kritisiert an einem alternativen Aussteiger stellvertretend für die ganze Szene, daß er Lebenspraxis „verweigere", da er weder bereit sei, durch die Zeugung von Kindern an der rein biologischen Reproduktion menschlicher Gattung mitzuarbeiten, noch sich bemüßigt sehe, den Teil Verantwortung zu übernehmen, den jede Generation objektiv innerhalb einer Gesellschaft nun einmal habe. Zwischen den Zeilen liest man bei *Oevermann* immer wieder von ‚Asozialität' einer solche Lebensweise, *Sennett* spricht expressis verbis davon (*Sennett* 1983). Kulturkritik und Schelte allerorten, der Untergang des Abendlandes wird oft in Aussicht gestellt, wenn man sich über neuere und ‚alternative' Lebensformen beklagt.

Einmal davon abgesehen, daß noch lange nicht raus ist, ob die Generation der Alternativen (eine Gruppe der 25- bis 40-Jährigen) heute schon das Leben führt, daß bald alle führen, ist darüber hinaus noch völlig unklar, ob das sich als ‚asozial' gebende Verhalten tatsächlich gesellschaftsdestruierende Folgen hat. Gewiß ist allerdings, daß die Alternativen nicht prinzipiell Lebenspraxis verweigern – lediglich die alte. Durch das, was sie tun, gestalten sie eine andere Lebenspraxis und vielleicht auch eine neue Welt – wenn sie nicht vorher durch ihren Verzicht, Kinder zu zeugen, das eigene Personal entzogen haben (*Oevermann*), also schlicht ausgestorben sind. Ob diese Lebenspraxis besser, funktionaler, freudvoller, leistungsfähiger oder sonst etwas sein wird, kann nur vor dem Hintergrund normativer Vorstellungen ... be- und verurteilt werden. Allerdings wird man in jener Zeit ganz gewiß bei der Lektüre des ‚Kleinen Prinzen' verwundert den Kopf schütteln, steht doch da, daß ‚Kennenlernen' immer zugleich ‚vertraut machen' bedeutet" (*Nagler/Reichertz* 1986, S. 97ff).